

STIPENDIEN

Steiniger Weg zu gerechter Verteilung
VSETH, SEITE 5

SPRACHE

Gedanken bis ans Wortschatz-Ende
DEUTSCH, SEITE 14

PHILOSOPHIE

Werdet geistiger!
CAMPUS, SEITE 12

AZB
CH-8092 ZÜRICH
P.P./JOURNAL

POLYKUM

Zeitung des Verbands der Studierenden an der ETH

N° 7

2013
2014

14. April



deuts

Microsoft DreamSpark

 Visual Studio

 Microsoft
SQL Server 2012

So viel Microsoft Software wie du tragen kannst!

Verwirkliche deine Träume und starte eine erfolgreiche Karriere in der Software-Entwicklung. Wir helfen dir mit den besten Entwicklertools. Vollversionen. Gratis. Unlimitiert.



Über DreamSpark kannst du Visual Studio Ultimate oder Professional, Windows Server, das XNA Game Studio und vieles mehr downloaden und grenzenlos nutzen.

Hier findest du alle Tools, die du für dein Studium und die Programmierung der coolsten Apps brauchst!

Und so geht es:

1. www.microsoft.ch/dreamspark im Browser öffnen
2. Deine Hochschule finden
3. Mit deinem Hochschul- oder SWITCH-Login einloggen
und so viel Software downloaden, wie du willst

microsoft.ch/dreamspark



EDITORIAL

Zwei Seelen...

... wohnen, seit ich denken kann, in meiner Brust.

Meine Mutter kommt ursprünglich aus dem Badischen. Mein Vater aus Zürich. Aufgewachsen bin ich in Basel. Während der ganzen Primarschulzeit war ich immer «die Deutsche». Ja, man hat mir den elterlichen Mix angehört. War ich aber in Deutschland zu Besuch, etwa bei meinem Onkel in Frankfurt, waren alle ganz entzückt über meinen «kurligen» Schweizer Dialekt. Erschwerend kam hinzu, dass es meine Mutter für eine gute Idee hielt, meine Sprache frei von Dialekt zu halten – ich brauchte Jahre, um im Schweizer Fernsehen über die Witze von Giacobbo/Müller zu lachen. Irgendwann sehnte ich mich danach, kein «Grenzkind» mehr zu sein. Mit Anfang zwanzig zog ich dann so östlich vom Rhein wie nötig, um meine Sprache zu pflegen, und bin Anfang der Nullerjahre in Zürich gelandet. Das war, bevor die ganze Debatte um Deutsche in der Schweiz begann. Verwundert hat sie mich dann aber nicht. Denn es gibt viele feine Differenzen in unserem Sprachgebrauch. In der Schweiz haben wir eine föderalistische Vielfalt davon, die gehegt und gepflegt wird und sich verändert, je nachdem, ob wir uns vor oder hinter dem Böhlen-Tunnel befinden. In dieser Ausgabe ist die



Polykum-Redaktion den kleinen Nuancen und den ganz grossen Unterschieden nachgegangen. Ihr werdet euch wundern, wie scharf ein S sein kann, und euch schwören, mehr ins Museum zu gehen. Herausgekommen ist: deutsch.

Mehr dazu im Heftinnern!
Viel Spass beim Lesen unserer neusten Ausgabe!

Seraina Kobler Redaktionsleiterin Polykum
seraina.kobler@polykum.ethz.ch



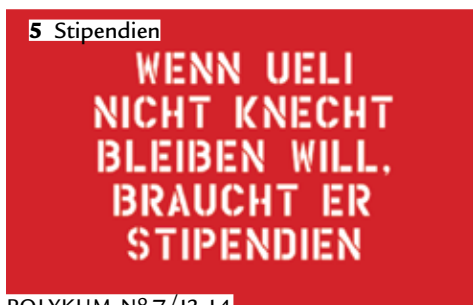
11 Polykum macht's



12 Erkenne dich selbst



30 Fernweh



POLYKUM N° 7/13-14



19 Oh Deutschland...

VSETH

Präskolumne 4

Vernetzt euch

Hochschulpolitik 5

Stipendien

Gesagt 6

Studiengebühren: jetzt endlich gerecht?

CAMPUS

Duell 8

Originalsprache

Verrückte Wissenschaft 9

Der Sesam-öffne-dich-BH

Find ich geil, weil... 9

ß

In eigener Sache 10

Polykum goes Facebook

Polykum macht's II

Japanisches Trommeln

Aus dem Leben 12

Erkenne dich selbst

DEUTSCH

Sprache 14

Am Ende des Wortschatzes

Deutsch 18

Warum nicht Weltsprache?

Verliebt 19

Liebeserklärung an die deutsche Sprache

Porträt 20

In der Fremde

Deutscher Kult 21

Tatort-Abend

Typisch deutsch 22

Zitatejagd

EXTRAS

Film 24

Rush – Formel 1 lässt grüssen

Kultur/Musik 25

Tempo Girl & Scraps of Tape

Kurzgeschichte/Horoskop 27

Hund an Bord & Es kommt anders

Kolumne 29

Gutes Marketing für gute Ideen

Fernweh 30

Rom

Impressum 31

Kruxerei 32

Der neuste Fall der drei Sonderzeichen

PRÄSIKOLUMNE

Vernetzt euch!



Julia Wysling

FOTO: VSETH

Vom 8. bis 10. April fand im Hauptgebäude der ETH die Polymesse statt. Dieser Anlass gibt ETH-Studierenden nicht nur die Möglichkeit, ihr Ego zu stärken (wo sonst werden sie dermassen umworben?), sondern hilft ihnen auch, einen Einblick in die Berufswelt und die vielen damit verbundenen Möglichkeiten zu gewinnen.

Im Kampf um geeignete Studierende lassen sich Firmen immer aussergewöhnlichere Rekrutierungskonzepte einfallen: Früher war ein Kugelschreiber oder ein Päckli Zeltli das höchste der Gefühle, mittlerweile findet man an den Ständen die coolsten und wertvollsten Errungenschaften des Ausstellers, oder kann (abseits der Polymesse) an Events wie Bob-Fahren, Body Flying, Go-Kart-Fahren oder Pizza-Essen mit Firmen in Kontakt treten.

Die Angebote sind grossartig – doch wie findet man als Studi das Richtige? Wie entscheidet man, ob man ein Doktorat machen, ein Praktikum absolvieren oder gleich den Berufseinstieg wagen soll? Abhilfe schaffen bei solchen Fragen sicher das Career Center und andere Beratungsangebote. Was an der ETH in vielen Studiengängen aber fehlt, ist eine fachspezifische Begleitung des einzelnen Studierenden auf dem Weg seiner Studienlaufbahn. Welche Fächer soll ich besuchen, wenn ich später in einem bestimmten Bereich Fuss fassen will? Welche Universität im Ausland ist top in meinem Fachgebiet und wie organisiere ich mir dort eine Masterarbeit? Soll ich während meines Studiums Erfahrungen im Rahmen eines Praktikums sammeln, um meinem Berufsziel näher zu kommen? Wäre es sinnvoll, wenn ich mir schon während des Studiums eine Stelle als Hilfs-wissenschaftler am Departement suche, wenn ich später in die Forschung will?

Diese Fragen können nicht von Leuten beantwortet werden, die sich nicht mit dem eigenen Studienfach und der daran anschliessenden Berufswelt auskennen. Und es wird noch komplizierter: Je weiter der Fortschritt im Studium, desto spezifischer muss das Beratungsangebot sein, was zugegebenermassen eine fast unmögliche Aufgabe darstellt.

Trotzdem könnte man Studis auf dem Weg zum Abschluss meiner Meinung nach ein bisschen mehr unterstützen: Wie wäre es zum Beispiel mit einer Begleitung durch einen Masterstudierenden, der kurz vor dem Berufseinstieg steht und als Tutor Studierende berät, die gerade die Basisprüfung bestanden haben? Wichtig ist dabei nicht unbedingt die Spezialisierung auf demselben Fachgebiet, sondern das Netzwerk, das der Masterstudierende schon hat und das Bachelorstudierenden noch fehlt. Wieso sollte sich jeder Studierende durch denselben Berg an Informationen kämpfen, die nur schwierig (wenn überhaupt) zu finden sind, wenn sie jemanden kennen, der das gesuchte Wissen schon hat oder wenigstens weiss, wo man nachfragen könnte?

Solange Studierenden dieser Wunsch nicht erfüllt wird, kann ich euch nur raten (und das klingt jetzt wieder wie Eigenwerbung, ist aber wahr): Nutzt das inoffizielle (weil oft nur unbewusst existierende) Angebot eures Fachvereins. An jedem Fondue-Essen oder Grillen kann man Leute treffen, die vor ähnlichen Problemen stehen oder standen – ob es ums Auslandssemester geht oder um die Frage, ob man doktorieren soll oder nicht. Fragt im Fachvereinsvorstand nach, ob seine Mitglieder Personen kennen, die schon mal vor denselben Fragen standen – die Wahrscheinlichkeit, fündig zu werden, ist gross. Nutzt diese Möglichkeit des informellen Austauschs. Oft kommt man damit sehr viel weiter als beim Durchwühlen des ETH-Intranets.

Julia Wysling
VSETH-Präsidentin
julia.wysling@vseth.ethz.ch

Stipendien

– zwei Schritte vor, einer zurück

Die Schweiz soll ein harmonisiertes und bedürfnisgerechtes Stipendiensystem erhalten. Doch der Weg dahin ist steinig. *Eine Bestandesaufnahme.*

VON **Carl Thomas Bormann**

Das Geschäft kam unscheinbar daher: «13.058 – Stipendieninitiative und Totalrevision des Ausbildungsbeitragsgesetzes.» Hinter der Nummer verbirgt sich eine tiefgreifende Veränderung des Schweizer Stipendiensystems: Der kantonale Flickenteppich mit seinen Irrungen und Wirrungen soll von einem landesweit harmonisierten System abgelöst werden. Ziel der Initiative ist, dass der Bund die Gesetzgebung und die Finanzierung in die eigene Hand nimmt und die Chancen auf

Dass es überhaupt so weit gekommen ist, war ein grosses Stück Arbeit. Lea Oberholzer, Mitglied der Geschäftsleitung des VSS, sagt: «Die letzten Monate waren ziemlich intensiv, insbesondere die letzte Zeit vor der Behandlung der Stipendieninitiative im Nationalrat.» Hat sich der Einsatz gelohnt? «Man hat in der Debatte im Nationalrat gesehen, dass der Bundesrat und fast alle Parteien Handlungsbedarf im Stipendienwesen sehen, was definitiv als Erfolg gewertet werden darf», sagt Lea Oberholzer. «Leider wurde jedoch die Chance verpasst, das Problem in *eine* Hand zu nehmen, anstatt weiterhin auf die Kantone zu setzen.»

Der grosse Haken des Gegenvorschlags ist, dass jeder Kanton weiterhin sein eigenes System von Bemessungs- und Berechtigungskriterien hätte. Die Bundessubventionen stellen lediglich einen Anreiz zu einem gewissen Grad der Harmonisierung dar – verpflichtend ist nichts. Zwar wurde der Bundesrat in einem zweiten Schritt beauftragt, zusätzliche Gelder für Stipendien bereitzustellen, aber ob dieser Anreiz Wirkung zeigt, ist fraglich. Für eine vollständige Harmonisierung wäre eine alleinige Bundesgesetzgebung nötig. Dazu fehlen dem Bund momentan die Kompetenzen. Die Stipendieninitiative würde die Mittel für ein einheitliches System beschaffen, vor einer derartigen Kompetenzverschiebung schreckte der Nationalrat jedoch zurück: Statt die Initiative zur Annahme zu empfehlen, sprach er sich für de-

WENN UELI
NICHT KNECHT
BLEIBEN WILL,
BRAUCHT ER
STIPENDIEN

BILD: JUSO

ein Studium von der sozioökonomischen Herkunft und vom Wohnkanton der Eltern unabhängig macht.

Ohne Einigung verzögert sich die Initiative weiter

Der Nationalrat hat sich viel Zeit genommen, um das Thema zu behandeln. Mitte März beriet er darüber. Gegen Ende des zweiten Tages stand ein Gegenvorschlag, der als Schritt in die richtige Richtung gelten konnte. Gemäss dem Gegenvorschlag müssten Kantone, die vom Bund Subventionen für ihre Stipendien erhalten wollen, bestimmte Regeln des sogenannten Stipendienkonkordats erfüllen. Zentraler Punkt ist, dass ein Vollstipendium für Studierende mindestens 16 000 CHF betragen müsste. Das ist zwar weit unter den bis zu 23 700 CHF, die die ETH als jährliche Lebenskosten in Zürich angibt, andererseits ist es deutlich mehr als die 13 000 CHF, die momentan beispielsweise im Kanton Luzern als Vollstipendium angesetzt werden.

Bis dieser Gegenvorschlag stand, war es ein steiniger Weg. Angestossen wurde die Initiative von der Sozialkommission des Verbandes der Schweizer Studierendenschaften (VSS). Das ist der nationale Dachverband der Studierenden; auch der VSETH ist Mitglied. Unterschriften wurden seit Sommer 2010 gesammelt. Im Sommer vergangenen Jahres veröffentlichte der Bundesrat seinen indirekten Gegenvorschlag, im Frühjahr 2014 zog der Nationalrat nach.

ren Ablehnung aus.

Als Nächstes befasst sich der Ständerat in der Sommersession mit der Initiative und dem Gegenvorschlag. Stimmt er zu, kommt die Initiative frühestens am 30. November 2014 vors Volk. Werden sich National- und Ständerat nicht einig, verzögert sich die Abstimmung um maximal ein Jahr.

Bis dahin gibt es noch einiges zu tun: Es muss ein schweizweiter Abstimmungskampf geführt werden. Im Kanton Zürich übernimmt das die Zürcher Arbeitsgruppe Kampagne (ZAK). Die Zürcher Hochschulverbände haben sich in ihr zusammengeschlossen, um das Vorgehen zusammen mit Experten aus Politik und Gesellschaft zu koordinieren. Wenn du dich für das Thema interessierst, melde dich bei hopo@vseth.ethz.ch ■

INFOBOX Stipendienkonkordat

Die «Interkantonale Vereinbarung zur Harmonisierung von Ausbildungsbeiträgen» (Stipendien-Konkordat) ist ein Vertrag zwischen mittlerweile vierzehn Kantonen. Ziel ist eine Harmonisierung der 26 kantonalen Stipendiengesetzgebungen. Die Beitrittskantone verpflichten sich dazu, die im Stipendien-Konkordat festgehaltenen Grundsätze und Mindeststandards in ihren kantonalen Stipendiengesetzgebungen zu übernehmen. Zu diesen Standards zählen unter anderem ein Mindest-Vollstipendium von 16 000 CHF und Bestimmungen zur Bezugsdauer der Stipendien.

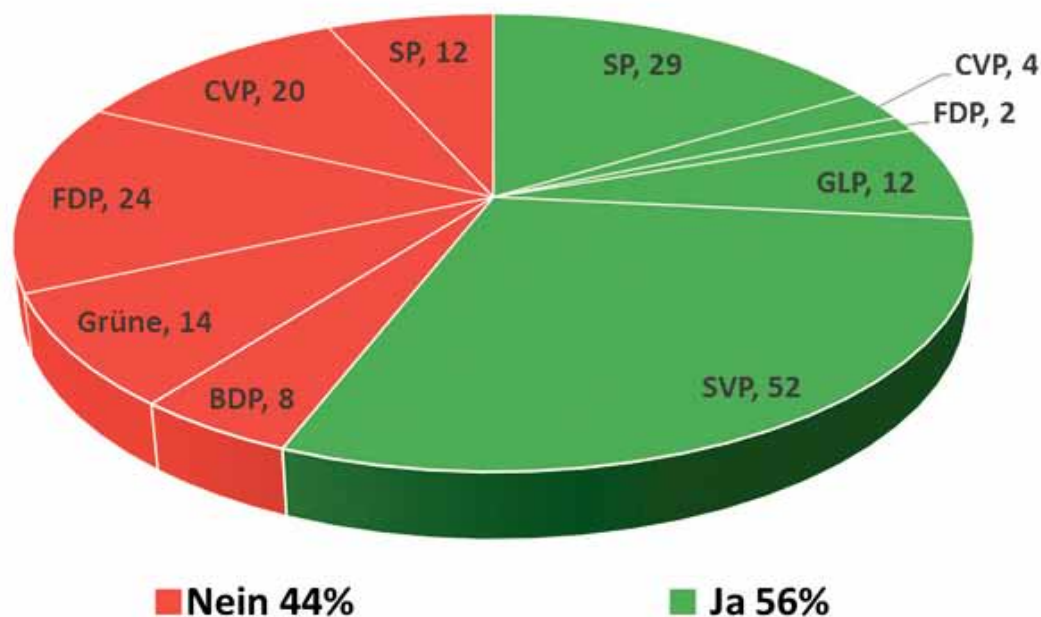
GESAGT

Studiengebühren: *jetzt endlich gerecht?*

Eine Motion, die derzeit im Parlament hängig ist, will die Studiengebühren für ausländische Studierende erhöhen. *Ein Kommentar.*

VON Carl Thomas Bormann

Motion "ETH. Gerechte Studiengebühren"



GRAFIK: VSETH

Wer hätte denn nicht gern eine Welt, in der für alle die gleichen Regeln gelten? Gerechtigkeit ist etwas Schönes. Leider versteht aber jeder etwas anderes darunter. Für die einen ist es die höchstmögliche Gleichheit unter den Menschen, für andere ist grosse individuelle Freiheit der Schlüssel zu einer gerechteren Verteilung. Ein Blick auf Wikipedia, sonst zuverlässiger Lieferant von mehr oder weniger belastbaren Informationen, hilft nicht weiter: «Der Begriff der Gerechtigkeit bezeichnet einen idealen Zustand des sozialen Miteinanders, in dem es einen angemessenen, unparteilichen und einforderbaren Ausgleich der Interessen und der Verteilung von Gütern und Chancen zwischen den beteiligten Personen oder Gruppen gibt.»

Gerechtigkeit ist eine politische Frage

Was an dieser Definition wohl am schwierigsten zu fassen ist, ist das Wörtchen «angemessen». Was ist angemessen, wenn Güter und Chancen verteilt werden müssen? Und was für Gruppen gibt es überhaupt im sozialen Miteinander? Nicht zuletzt ist Gerechtigkeit auch eine politische Frage. Denn die Regeln des Miteinanders werden in einer Gesellschaft von ebenjener bestimmt.

Der Nationalrat hat in seiner Sitzung vom 6. März die Motion «ETH. Gerechte Studiengebühren» angenommen. Was versteht also die Mehrheit des Nationalrates beziehungsweise die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrates (WBK-N), die die Motion ein-

gerecht hatte, unter Gerechtigkeit, wenn es um Studiengebühren geht?

In der Motion wird gefordert, dass die Möglichkeit einer Differenzierung der Studiengebühren geschaffen wird. Studierende, deren Eltern in der Schweiz steuerpflichtig sind oder waren, sollen in Zukunft anders behandelt werden als ausländische Studierende. Jene Studierende, deren Eltern nicht den Kriterien entsprechen, müssten bis zu dreimal höhere Studiengebühren bezahlen.

Gerecht sollen diese Studiengebühren wohl sein, weil die Eltern einheimischer Studierender die ETH in Zürich und Lausanne mit Steuern finanzieren. Pointiert formuliert: Ausländische Studierende profitierten bislang vom Bildungssystem, ohne dass sie oder ihre Eltern einen Beitrag leisteten.

Wenn man so an dieses Thema herangeht, muss man aber auch sehen, dass 63.4 Prozent der ausländischen Absolventen von Schweizer Hochschulen aus dem MINT-Bereich auch fünf Jahre nach dem Abschluss in der Schweiz leben und arbeiten^[1]. Es stimmt zwar, dass ihre Eltern hier keine Steuern zahlen, knapp zwei Drittel der ausländischen Absolventinnen und Absolventen tun dies allerdings, bleiben sie in der Schweiz.

Ein weiterer Punkt ist, dass Studiengebühren – aus gutem Grund – keinen grossen Beitrag zur Finanzierung der ETH leisten. Dementsprechend hätten selbst drastische Erhöhungen in diesem Bereich nur einen geringen Effekt auf das Gesamtbudget. Würden die Studiengebühren für sämtliche ausländische Studierende verdreifacht, würde das Mehreinnahmen von ca. 0.3 Prozent des ETH-Budgets erzeugen. Das ist nicht sonderlich viel.

Diese beiden Beispiele beziehen sich zwar auf eine Differenzierung nach Nationalität und nicht nach Steuerpflicht, sie geben jedoch einen Anhaltspunkt, um eine Diskussion anzustossen. Trägt die Motion den Titel zu Recht? Ist die Verdreifachung der Studiengebühren für

ausländische Studierende angemessen, um 0.3 Prozent mehr Geld zur Verfügung zu haben? Und ist es angemessen, Chancen zwischen zwei Gruppen so ungleich zu verteilen?

Gerade vor dem Hintergrund, dass die internationale Dimension der ETH durch den Wegfall von «Horizon 2020» und «Erasmus+» infrage zu stellen ist, ist eine derartige Ungleichbehandlung von ausländischen Studierenden kritisch zu sehen. Ausserdem sollte die Möglichkeit, ein ETH-Studium aufzunehmen, nicht vom Geldbeutel abhängen, sondern allein von den Neigungen und Fähigkeiten, die eine Person mitbringt – ob aus der Schweiz oder nicht. Deshalb wird sich der VSETH auch weiterhin dafür einsetzen, dass die Studiengebühren für alle in einer verträglichen Höhe bleiben. ■



ZUR PERSON

Carl Thomas Bormann

studiert im 6. Semester Chemie und engagiert sich im Vorstand des VSETH für die Hochschulpolitik.

Du möchtest auf seinen Text antworten?
Schreib an: hallo@vseth.ethz.ch



FÜR ANDERE DA SEIN.

Stiftung Heilsarmee Schweiz
Ursula Hänni, Tel. 031 388 06 39, testament@heilsarmee.ch



WAS HEISST GESELLSCHAFTLICHE VERANTWORTUNG?

Mi, 30. April; 18.15 Uhr, Universität Zürich

Podiumsgespräch vor dem Hintergrund der Initiative über die Abschaffung der Kirchensteuer von juristischen Personen.

Mit Markus Notter, alt-Regierungsrat Kanton Zürich, und anderen Persönlichkeiten.

Moderation: Jeanette Behringer

mehr infos: www.aki-zh.ch
Hirschengraben 86 (unterhalb der Polybahn), 8001 Zürich. Tel. 044 254 54 60; info@aki-zh.ch



DUELL

Originalsprache

Es gibt russische Kulturgüter, die einfacher zu konsumieren sind als Prosa: Matroschkas auf einem Markt.

FOTO: FLICKR

Pro

VON Ilja Shapiro

Ich liebe es zu lesen. Mit dem Buch zu ringen, die Charaktere zu hassen, die Genialität einer Geschichte zu begreifen. Ich liebe es auch, einen komplizierten Satz zweimal lesen zu müssen, um ganz genau zu verstehen, was gerade passiert. In dieses Meer der Sprache zu tauchen, kann prägen, vielleicht verändern. All diese Dinge können in einer Übersetzung verloren gehen. Selten erfüllen zwei Wörter in zwei verschiedenen Sprachen genau denselben Zweck, weichen kein bisschen voneinander ab. Allein wie ein Wort klingt, formt seinen Charakter und seine Bedeutung.

Ein Buch in der Originalsprache zu lesen, die nicht die eigene Muttersprache ist, bringt Hürden mit sich. Im Fünfmomentakt wird ein Wort nicht verstanden, will nachgeschaut werden – oder eben nicht. An manchen Stellen kriegt man das Gefühl, man wage sich durch ein sprachliches Minenfeld. Unsicherheit und Missverständnis sind ständige Begleiter. Allein um das Buch in Originalsprache zu kaufen, geht man in eine spezielle Abteilung des Buchgeschäfts, muss es manchmal bestellen. Es kann Tage dauern, bis man es in den Händen hält. Aber es lohnt sich. Eine fremde Sprache öffnet Tore zu anderen Welten. Dinge kriegen andere Namen, nehmen im Geist so neue Formen an. Mir persönlich vermittelt das Lernen einer neuen Bezeichnung das Gefühl eines breiteren Verständnisses.

Es wäre Unsinn zu verlangen, für jedes Buch, das einen interessiert, die Sprache zu lernen. Interessant vielleicht und aufregend, aber auch zeitaufwendig und nervenzehrend. Es soll auch niemand dafür verurteilt werden, liest er einen Text auf Deutsch. Der Text wird dadurch nicht schlecht. Aber ein Werk in Originalsprache wird nicht für seine Übersetzung ausgezeichnet. Es ist gut, weil es ist, was es ist: das Original. ■

Kontra

VON Hannes Hübner

Жлнрчабя Цашёх ы Юафигева! Verstehen Sie die Poesie? Eben. Ich auch nicht... Natürlich geht ein Teil des Gesamtkunstwerks «Sprache» durch Übersetzungen verloren. Aber ich verliere lieber diesen kleinen Teil, wenn sich mir dafür die Bedeutung der Textzeilen erschliesst.

Übersetzungen und Synchronisationen sind für mich keine Misshandlung der Kunst, ganz im Gegenteil. Nur in der deutschen Sprache kann ich verstehen, worum es in Tolstois «Krieg und Frieden» geht, worin der Witz liegt in Plautus' Komödie vom «glorreichen Hauptmann». Was würde Shakespeare sagen, wenn er wüsste, dass sein popliges Aristokraten-Englisch heute kaum mehr einer versteht? Ich glaube: Das Wichtigste an einem Buch ist, dass es gelesen und verstanden werden kann, und nicht erst kryptografiert werden muss.

Für Filme wird oft das Argument von fehlender Lippen-synchronisation vorgebracht. Dabei ist das heutzutage doch kein Problem mehr. Mit der heutigen Technik und Bildbearbeitung fällt das gar nicht mehr auf. Ausserdem handeln die meisten Filme von Computertrickfiguren, die sowieso keine Originalsprache haben. Und seien wir mal ehrlich: Wenn Angelina Jolie stöhnt oder Hermine «Haaaarry!» schreit, klingt das doch in allen Sprachen gleich. Also scheiss auf Lippen-synchro.

Ausserdem sind die deutschen Synchronsprechenden besser geworden: Mittlerweile können sie tatsächlich nicht nur die Wörter übersetzen, sondern durch Betonung und Tempo sogar die Emotionen aus dem Film wiedergeben. So ist es mir denn auch nicht mehr peinlich, mich bei Filmnächten zu melden und statt deutscher Untertitel deutsche Sprache zu fordern. Denn am Ende macht eine sprachliche Botschaft nur Sinn, wenn sie auch verstanden wird. Egal wie schön sie verpackt wurde. ■



BILD: ZVG

Nach Frauenparkplätzen, Keuschheitsgürteln, saugstarken Tampons und super-stay-48h-Makeup reiht sich ein neues Produkt ein in die Linie der Verteidiger weiblicher Sicherheit: Das japanische Lingerieunternehmen «Ravijour» will einen BH auf den Markt bringen, der sich nur dann öffnet, wenn die Trägerin wahre Liebe empfindet. Der sogenannte «true love tester» soll seine Trägerin so vor unlauteren Annäherungsversuchen schützen. «Wahre Liebe» wurde dazu von den findigen Entwicklern aus Japan kurzerhand durch einen bestimmten Verlauf des Herzschlags definiert. So soll ein wiederholt sprunghaftes Ansteigen des Pulses – verursacht durch die Ausschüttung von Katecholaminen, derjenigen Hormongruppe, welche Dopamin und dessen Derivate wie Adrenalin und Noradrenalin umfasst – indizieren, ob die Trägerin den Richtigen getroffen hat. Der Büstenhalter

den BH beim Besuch eines Freizeitparks zu tragen – man denke an die Red Hot Chili Peppers und «Your love is like a Rollercoaster».

Wie aber sieht das technische Innenleben dieses Wunderbras der etwas anderen Art aus? In den BH integriert befindet sich ein Pulsmessgerät, welches die Informationen via Bluetooth an die dazugehörige Smartphone-App weiterleitet. Diese analysiert den Pulsverlauf und gibt grünes Licht, wenn der Puls einem bestimmten Muster entsprechend ansteigt – und der BH öffnet sich ganz von allein.

Ein wahres Meisterwerk der Werbekunst ist der Clip der Firma Ravijour. Gezeigt wird eine japanische Jungfrau in Nöten, die sich der Avancen verschiedener Unholde im Club kaum erwehren kann. Inwiefern der BH dagegen hilft, bleibt jedoch dahingestellt.

Ferner stellt sich die Frage: Wann kommt ein

VERRÜCKTE (PSEUDO-)WISSENSCHAFT

Der sicherste BH der Welt

VON Elena Kuslys

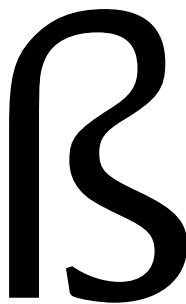
lässt sich also gefahrlos beim Sport tragen, da der Puls dort in der Regel einmal ansteigt, um dann auf hohem Niveau zu verbleiben. Dagegen empfiehlt es sich darauf zu verzichten,

Gerät auf den Markt, mit dem Mann den BH hacken kann? Und wird der BH weiterentwickelt? Wird die App um eine Vergleichsfunktion erweitert, mit der man feststellen kann, bei wem man am meisten Herzklopfen hatte? Was, wenn das Gegenüber eine Frau ist und ebenfalls den true love tester trägt? Oder wenn man einfach nur unverbindlichen Sex haben möchte?

Bis zu dem Tag, an dem eine App für Intuition erfunden wird, muss uns wohl oder übel unser Bauchgefühl genügen – und der BH von Hand geöffnet werden. Zum Glück. ■

[@] Das Video findet ihr unter:
<https://www.facebook.com/polykumzh>

FIND ICH GEIL, WEIL...



VON Anna Dalbosco

Ich stehe an der roten Ampel und warte. Mein Blick bleibt an einem Schild hängen. Meine Nackenhaare sträuben sich. Schon wieder: LimmatstraSSe. Seit zwei Jahren wohne ich nun in der Schweiz. Eigentlich müsste ich mich also daran gewöhnt haben, aber dieses Doppel-S mag ich noch immer nicht. Es ist ja nicht so, dass ich ein riesiger Fan der deutschen Rechtschreibung wäre – ganz im Gegenteil –, aber das Wort «Straße» mit diesen zwei S zu sehen, tut mir einfach weh.

Endlich ein bisschen geschwungene Abwechs-

lung in einem sonst so kantigen Alphabet. Und die Schweiz beschließt, diese Verrücktheit zu streichen. Einfach so! Ist es außerdem nicht verwirrend, wenn das Wort «Busse» sowohl für *Buße* als auch für *Busse* steht, zumal die beiden Wörter nicht gleich ausgesprochen werden? Jedes (deutschsprachige und nicht-Schweizer) Kind lernt ja bereits in der Grundschule: Fällt die Betonung des Vokals vor dem Doppel-S kurz aus, so schreibt man tatsächlich «ss», wie bei *Fluss*, ist der Vokal hingegen lang, schreibt man ein «ß», etwa in *Fuß*. Ganz einfach!

Man mag sich nun fragen, woher dieser seltsame Buchstabe überhaupt kommt. Tatsächlich entstammt er der Verbindung des altdutschen *f* und des geschwungenen *z*. Früher hieß es also «lieben Grufz», heute «lieben Gruß», und in dem kleinen, eigensinnigen Ländchen der Alpen heißt es eben «lieben Gruss». Schade finde ich das. Ich mag das ß. Ich find's geil, weil es etwas Besonderes ist, das es nur in der deutschen Sprache gibt.

Die Ampel wird Grün und ich schüttle meinen Kopf. LimmatstraSSe hin oder her, die Hauptsache ist doch: die Limmat! ■



FOTO: ANNA DALBOSCO

IN EIGENER SACHE

Polykum goes Facebook

VON Seraina Kobler

Seit 1992 gibt es die Zeitung der Studierenden der ETH Zürich. Ab sofort findet ihr das Polykum auch auf Facebook. Zu entdecken gibt es kleine Fundstücke und grosse Geschichten. Um euch vor Prüfungen etwas Erholung im Kopf zu verschaffen, findet ihr hie und da auch eine Leseperle aus dem deutschsprachigen oder angelsächsischen Raum.

Meist hat man als Student nicht die Zeit und manchmal auch nicht das Geld, um jeden Tag eine ganze Zeitung zu lesen. Wenn ihr Polykum liket, dann bekommt ihr eine Zusammenstellung von allem, was uns für euch wichtig erscheint. Angefangen bei den Hangover-News nach dem Wochenende, aufgehört bei bildungspolitischen Themen oder Fotostrecken, die man gesehen haben muss. Weiter soll uns Facebook auch dazu dienen, Umfragen unter den Lesern zu erstellen. Ihr könnt uns Feedback auf Texte geben oder die Redaktion auf Themen aufmerksam machen, die euch unter den Nägeln brennen. Im Heft findet ihr den Facebook-Link, wenn es im Netz zu einer Geschichte noch Hintergrundmaterial gibt. We like. Ihr auch? ■

[@] <https://www.facebook.com/polykumzh>



10 POLYKUM N° 7/13-14

CAMPUS

aktuell im
vdf



Energie- management

Markus Hubbuch, Stefan Jäschke Brühlart
2014, 148 Seiten, zahlreiche Abbildungen
durchgehend farbig, Format A4, broschiert
CHF 36.-, ISBN 978-3-7281-3531-5
auch als elektronisches Angebot geplant

Das Gelingen der Energiewende hängt nicht zuletzt davon ab, wie das Management des Gebäudebetriebs in Unternehmen umgesetzt werden kann. Derzeit wird die grösste Energiemenge im Gebäudebereich verbraucht: Mittels Energiemanagement können wesentliche Einsparpotenziale nutzbar gemacht werden, dies in relativ kurzer Zeit und mit vergleichsweise wenig Investitionen.

Das Buch vermittelt die wichtigsten Grundlagen, Methoden, Zusammenhänge und Möglichkeiten des Energiemanagements. Es werden zentrale Begriffe, Anwendungen und Hilfsmittel erklärt. Checklisten helfen bei der Umsetzung und erleichtern es, wichtige Entscheidungen im Hinblick auf Planung und Betrieb zu fällen.

**25% Rabatt
für Studierende**

vdf Hochschulverlag AG
an der ETH Zürich
VOB D, Voltastrasse 24
CH-8092 Zürich
www.vdf.ethz.ch

Bestellungen unter:
orders@vdf.ethz.ch
Tel. 044 632 42 42
Fax 044 632 12 32

STUDENTEN-HIT-GUTSCHEIN



Herren-Coiffeur Mona
Universitätsstrasse 58
8006 Zürich
Telefon 043 233 87 92

Den Ersten und jeden Dritten Haarschnitt
gibt's bei **Coiffeur Mona** für die Hälfte!

Vereinbare sofort einen Termin oder komm einfach ohne Voranmeldung vorbei und bring diesen Gutschein mit!



rega

Weil Sie wissen,
was wir tun.

Jetzt Gönner werden: www.rega.ch

Don, Doko, Don!

Taiko, das ist die Kunst des japanischen Trommelns. Schon oft gesehen an Sommerfesten und Konzerten, nun endlich selbst probiert. *Ein Erfahrungsbericht.*

TEXT: Shilpi Singh FOTOS: Mila Lewerenz



Badam, Bam, Badam – klang es in meinem Ohr. Eigentlich recht banal, und doch faszinierend.

«Wieso schlagen die Leute immer so schweissgebadet auf das Trommelfell?», hab ich mich gefragt, «so schwer kann das doch nicht sein.» Ich hämmere ja auch auf den Tisch, wenn mir langweilig ist. Aber irgendwas muss an diesem Instrument sein, dass man sein Spiel als Kunst bezeichnet. Zeit, es selbst auszuprobieren. Ich melde mich bei der hiesigen Taiko-Gruppe an; die bieten Interessenten eine Schnupperlektion an. Gesagt, getan. Der Weg führt mich in den Keller eines abbruchreifen Hauses. In einem bunkerartigen Raum stehen sie, die Taiko-Trommeln.

Ja nicht aus dem Takt fallen

Micah, der Kursleiter, begrüsst uns zur Schnupperlektion. Er erzählt, dass er in Kanada mit dem Taiko begonnen habe und es in der Schweiz weiterführen wollte, um seinen Spass daran weiterzugeben. Die meisten, so meint er, kommen hierher, weil sie vom kulturellen und musischen Aspekt hinter Taiko begeistert sind. Sogar für unmusikalische Menschen, wie ich es bin, scheint das Trommeln zu funktionieren. Andere kommen zur Stressreduktion.

Als Erstes erklärt Micah, wie ich das Bachi zu halten habe, damit ich mir nicht meine für das Studium so wichtigen Handgelenke kaputt mache. Die Bachi sind das, was die Sticks bei einem Schlagzeug sind, nur dicker und schwerer.

Darauf folgt ein kurzes Uchikomi, also fünf Minuten Aufwärmübungen, vor allem für die Hände, Arme und Gelenke. In diesem Moment wird mir bewusst, dass es da Muskeln im Unterarm gibt, die ich sonst nie gebrauche. Diese werden mir

auch zwei Tage nach dem Kurs deutlich beweisen, dass sie existieren. Schon erschöpft vom Auf-

wärmen geht's nun ans Trommeln. Micah gibt uns einen Takt vor. «Ichi-ni-san-shi, So-re! Don, Doko, Don, Doko...!», schreit er, was so viel heisst wie «1-2-3-4!» und «Los geht's». Das «Don» steht für einen starken Schlag mit der rechten Hand, das «Doko» bedeutet Schlag mit Rechts, gefolgt von einem Schlag mit Links. Nach einer kurzen Sequenz wird gewechselt und die starke Linke kommt zum Zug. Es macht Spass, ist aber extrem anstrengend. Kaum schaue ich, wie die anderen so spielen, falle ich aus dem Takt – schon wieder. Wir spielen weitere, eher einfache Sequenzen, immer nach dem gleichen Prinzip.

Jeder Muskel wird spürbar

Da die Taiko-Gruppe vor einem grossen Auftritt steht, kommt gegen Ende die wirkliche Herausforderung: Es wird eines der Lieder geübt, die aufgeführt werden sollen. Das allerdings wird mir zu kompliziert. Ich kann mit dem Takt nicht mehr mithalten. Zum Glück darf ich als Schnupperlehrling den Grundtakt trommeln, sobald ich den Anschluss verpasse. Eines aber machen alle gemeinsam: das Bachi durch die Luft wirbeln. Das sieht im Auge des Betrachters richtig cool aus. Die Überraschung folgt sogleich: Das sieht schwieriger aus, als es ist – und schon kann ich es auch! Zu guter Letzt gibt's das Cool Down, damit sich am nächsten Tag nicht jeder gebrauchte Muskel meldet. Nach 90 Minuten ist der Spass vorbei. Meine Arme werden mich noch zwei Tage daran erinnern. ■

Wer sich gerne davon überzeugen will, wie viel Spass Taiko macht, kann sich unter www.taiko-zuerich.ch informieren – und selber reinschnuppern.

Aufruf

Die Taiko Zürich-Gruppe sucht einen neuen Übungsraum, weil ihr bisheriger Übungsraum wegen eines Neubaus abgerissen wird. Für jegliche Hinweise sind sie dankbar!

Erkenne dich selbst

Gymnasien setzen, auf Druck der Wirtschaft, zunehmend auf naturwissenschaftliche Fächer. Es werden Millionen ausgegeben, um der Jugend Mathematik und Co. schmackhaft zu machen. *Ein Plädoyer für die Hinführung der Jugend zu den Geisteswissenschaften.*

VON Alessandro Lägeler

Spricht jemand von einem gebildeten Menschen, so meint er selten einen Physiker oder Biologen, sondern einen Feuilletonisten, einen belesenen Menschen. Nicht dass die Wertschätzung von Naturwissenschaftlern gering wäre; jene gelten aber eher als ›intelligent‹ oder werden als ›Akademiker‹ bezeichnet. Beispiele wie dieses zeigen, dass der Sprachgebrauch zuweilen mehr über eine Gesellschaft aussagt, als man auf den ersten Ton meint.

Die Schulbildung allerdings scheint mehr auf eine naturwissenschaftliche Ausbildung abzielen denn die Erlangung des gebildeten Taktgefühls, von dem Gadamer in ›Wahrheit und Methode‹ spricht. Tatsache ist auch, dass es nicht zum Pflichtstoff eines Ingenieurs gehört, Kafka gelesen zu haben. Letzten Endes wird er aber wohl mehr verdienen als der Kafka-Kenner.

Dass eine humanistische Bildung für jene wichtig ist, die sich später den Geisteswissenschaften zuwenden wollen, ist selbsterklärend. In diesem Versuch soll die Frage erläutert werden, ob diese auch für Natur- und Ingenieurwissenschaftler notwendig ist, ob sich Gymnasien also vermehrt auf die Geisteswissenschaften stützen sollen.

Die gestürzte Königin

Die Philosophie wurde über Jahrhunderte hinweg immer wieder «die Königin der Wissenschaften» genannt. Selbst der positivistische Wiener Kreis wollte ihr diesen Status nicht absprechen. Es muss jedoch die Frage nach dem Nutzen der Philosophie gestellt werden; ihr als Königin zu huldigen, reicht schliesslich nicht aus, wenn ihre Notwendigkeit für zukünftige Wissenschaftler gezeigt werden soll.

Die erste Berührung mit der Philosophie ist zumeist eine ernüchternde; beinahe jeder, der schon mal ein Glas Wein zu viel getrunken hat, bezeichnete sich als Philosoph. Er erkennt dann aber auch – spätestens, wenn der Kater vorbei ist –, wie banal seine Einsichten waren. Der nächste Schritt wäre: die

Loslösung vom naiven Realismus, hin zu dem Satz: «Ich weiss nichts.»

Der Verdienst einer philosophischen Bildung ist die Aneignung fremder Gedanken. Einerlei wie intelligent man ist: Ohne je eine andere Meinung gehört zu haben, ist man zweifelsohne ein Dummkopf. Die Philosophie erschüttert die Glaubenssätze des Alltags; sie ist anstrengend, ihre Texte sind bisweilen in esoterischer Umständlichkeit geschrieben.

Doch Philosophie schafft Persönlichkeit. Sie relativiert die eigene Grossartigkeit des Verstandes, vor allem: die Lebensphilosophie. Eine Zeitlang habe ich alle Personen in meinem

Umfeld gefragt, was der Sinn des Leben sei. Oft habe ich gehört: «Keine Ahnung!», als ob diese Frage einerlei wäre, oder: «Man lebt für sich selbst.» Letzteres scheint mir in seinen Implikatio-

«Der Sprachgebrauch sagt zuweilen mehr über eine Gesellschaft aus, als man auf den ersten Ton meint.»

nen reichlich narzisstisch-aggressiv. Als existierte ein Krankenhaus nur, damit Ärzte eine Arbeit haben. Ich möchte nicht für ein höheres Ziel plädieren, sondern für das Bewusstsein für oder das bewusste Abkehren von dieser Frage.

Bewusstsein für Fragen und für die Verzweiflung, die jeden überkommen sollte: Das ist die Aufgabe der Philosophie. Denn ohne dieses Bewusstsein sind wir, wenn wir aus dem Gymnasium austreten, dieselben laut plärrenden Teenager, wie wir beim Eintritt ins Gymnasium waren.

Keine Ahnung von Kunst

Wann immer ich ins Kunstmuseum gehe, muss ich erkennen, dass ich von Kunst keine Ahnung habe. Ich verstehe Skulpturen nicht, Bilder: ein wenig vielleicht. Ebenso verhält es sich mit anderen Künsten. Eine literarische Bildung habe ich mir halbwegs selbst zugelegt. Bildung in Architektur: gar nicht. Musikalische Bildung: Bis gestern hatte ich die Ouvertüre von ›Tristan und Isolde‹ nie gehört (fabelhaft, übrigens). Im Theater war ich bis anhin ein halbes Dutzend Mal. In einem Wort: Ich

«Wir hoffen darauf, dass ein verliebter Gockel von selbst zum Dichter wird.»

verstehe nichts von der kulturellen Tradition des Menschengeschlechts.

Warum ist das eine Schande? Weil meine Seele grösstenteils noch dämmrig am schlummern ist. Ich erinnere mich, wie das war, als ich das erste Mal Schönbergs Musik hörte: Es war furchtbar anzuhören, und es war auch, als ob man mir den Schorf von der Seele kratzte.

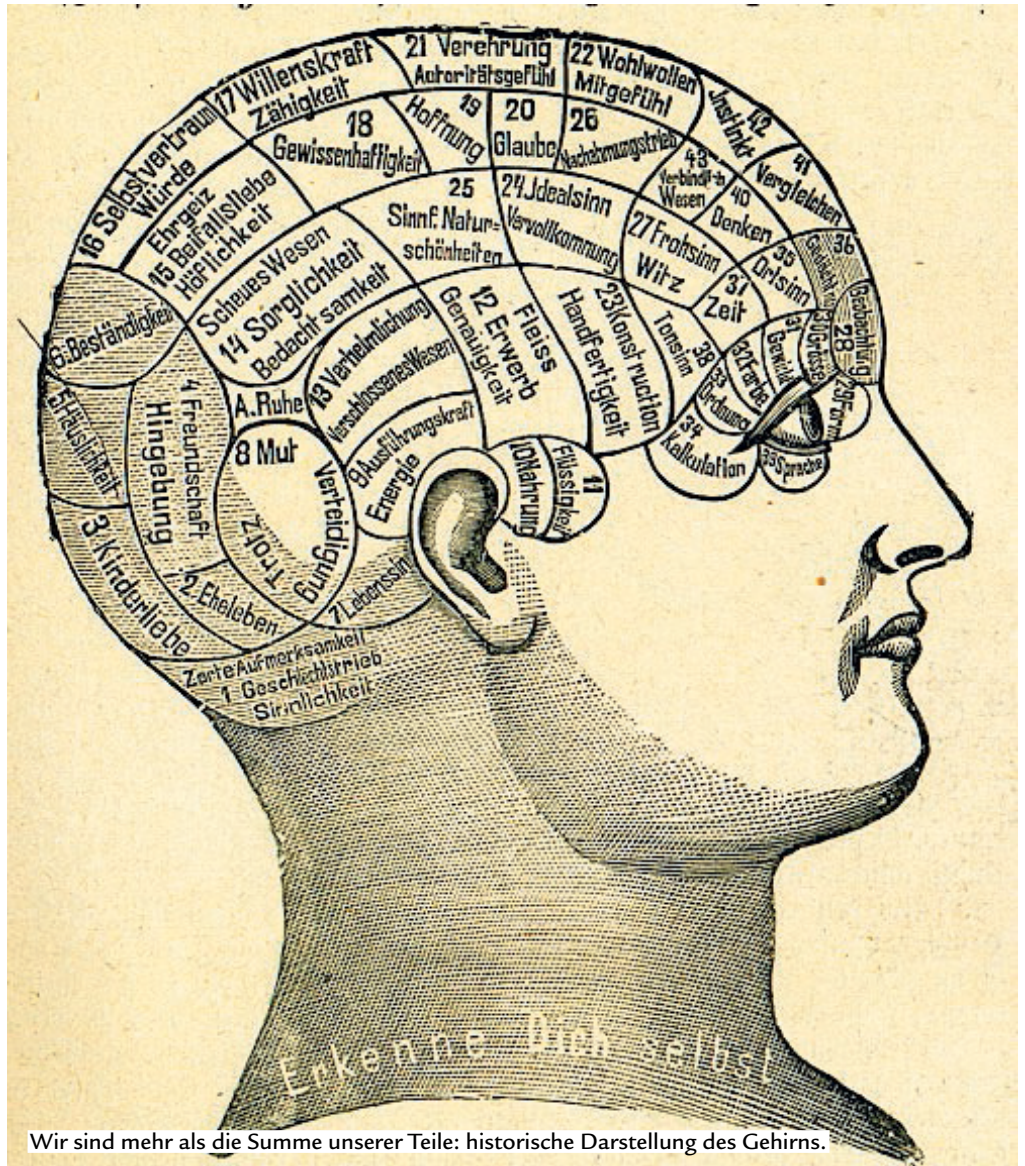
Kunst macht nachdenklich – über das Dasein, über den Zweck unseres Tuns. Aber die meisten stehen vor einem Bild und sagen: «Schau mal, das sieht aus wie ein Photo.» Als wäre die Aufgabe des Künstlers, uns zu beeindrucken.

In «Die Welt als Wille und Vorstellung» schreibt der Philosoph Arthur Schopenhauer: «Jedes Kunstwerk ist demgemäss eigentlich bemüht, uns das Leben und die Dinge so zu zeigen, wie sie in Wahrheit sind, aber, durch den Nebel objektiver und subjektiver Zufälligkeiten hindurch, nicht von jedem unmittelbar erfasst werden können. Diesen Nebel nimmt die Kunst hinweg.»

Mit dem Denken setzten sich alle Wissenschaften auseinander. Die Naturwissenschaft erklärt, wie wir die Welt verstehen, aber nicht, wie die Welt ist. Das Bewusstsein als Voraussetzung des eigenen Denkens, für unsere Gewohnheiten, die wir längst nicht mehr bemerken, ist unvermeidlich für einen guten Wissenschaftler. Der Nobelpreisträger Werner Heisenberg sagte einmal: «Ich nehme keinen Doktoranden, der nicht ein Instrument spielt.» Wir aber geben uns unheimlich Mühe, den Kindern zu zeigen, dass Naturwissenschaft Spass macht, wollen Mädchen für Technik begeistern; gleichzeitig hoffen wir darauf, dass ein verliebter Gockel von selbst zum Dichter wird.

Kompetenzen statt Modelle

In den meisten Schulfächern lernt man heutzutage Modelle kennen, die man dann anwendet. Selbst die Mathematik



Wir sind mehr als die Summe unserer Teile: historische Darstellung des Gehirns.

funktioniert nach diesem Schema: «Das ist die Differentialrechnung, die funktioniert so und so, und so wird sie angewendet.» Man vermittelt Schülern Wissen, das sie wieder vergessen können, sobald die Prüfung um ist. Da helfen auch gut gemeinte Ratschläge – wie der, dass man auf langfristiges Wissen hinarbeiten solle – nichts.

Wenn hingegen Kompetenzen vermittelt werden, kann ein Schüler diese ein Leben lang nutzen. Das Lesen beispielsweise gehört zu den schwierigsten Dingen überhaupt, die wir lernen, und gutes Lesen ist nicht weit verbreitet. Die Fähigkeit, ein Urteil zu fällen, einem Umstand Bedeutung beizumessen, ebenso.

Brauchen wir wirklich eine gymnasiale Ausbildung in Biologie, Chemie und Physik? Nach gefühlten fünfundzwanzigtausend Stunden Biologie weiss ich noch: In den Mitochondrien wird... gemacht. Immerhin kenne ich das Wort «Mitochondrien» noch.

Worauf wir in der Schule im Augenblick hinarbeiten, ist das Abschlussdiplom, mehr nicht. Das Bildungsideal des Sokrates war: «Erkenne dich selbst.» Das wird uns an den Schulen nicht mehr beigebracht.

Alessandro Laegeler bewundert Lobster-Telefone und findet, die Menschen sollten Ohren so gross wie Elefanten haben. In letzter Zeit träumt er eher schlecht.

GEDANKENSPIEL

Am Ende des Wortschatzes

Sprache ist überall. Durch ihre Allgegenwärtigkeit ist es kaum möglich, frei über Sprache nachzudenken. Unser Redaktor versucht es trotzdem und lässt seiner Skepsis freien Lauf.
Ein Text über Airbag-Rhetorik, Speckbarbies und Lethargie.

VON Joannis Koepsell

Politik ist Sprache. Sobald man einmal genauerinhört, bekommt man es mit einer geballten Ladung sprachlichen Grundlagenwissens zu tun. «Wir müssen bei dieser Frage eine gemeinsame Lösung finden» (Angela Merkel), ist das beste Beispiel aggressiver Airbag-Rhetorik. An sich trivial und dennoch multifunktional ist dieser Satz. Ob Finanzierung von Krippenplätzen oder insolvente Griechen: Er ergibt immer einen Sinn. Ähnlich verläuft es beim öffentlichen Skandal eines Flughafens, wo sich falsch gepflanzte Bäume und fehlende Rolltreppen-Stufen in unschuldige «Vorkommnisse» verwandeln. Hinter der verwendeten Sprache steckt ein Kalkül der Instrumentalisierung. Die Methode funktioniert so gut, dass es eine grosse Menge Menschen gibt, die solche Wortgewandtheit lernen will. Die Frage ist: Wieso funktioniert sowas? Es leuchtet ein, dass wir bezüglich Sprache «in neuen Zusammenhängen denken müssen», wie Merkel so schön sagen würde.

Cool ist irgendwie aufregend und attraktiv

Wenn die «Speckbarbie» «Niveaulimbo» tanzt, dann ist dies keine Äusserung gewollten Hipstertums, sondern der Versuch, Trendwörter in einem Satz laienhaft zu verbauen. Die heutige Sprache ist bevölkert von Neologismen, also von neuen Wortschöpfungen, der urigsten Art. Bei vielen dieser angesagten Kreationen hat man es zudem mit Kreationen omnipotenter Anwendbarkeit zu tun. Man nehme sich mal das Wort «cool» vor und überlege, was man damit alles anstellen kann! Coole Klamotten, ein cooles Auto, eine coole Vorlesung, ein cooler Typ oder ein cooles Buch. Doch was bedeutet dieses Wort? Was haben

«Wenn die «Speckbarbie» «Niveaulimbo» tanzt, dann ist dies der Versuch, Trendwörter in einem Satz laienhaft zu verbauen.»

all diese Dinge gemeinsam? Irgendwie angesagt sind sie, irgendwie Objekt der Begierde, irgendwie aufregend, irgendwie attraktiv und irgendwie multifunktional. Nur: Was sagt das Wort an sich, ohne Zusatz? Es ist ein grobes Allerlei, das eine bestimmte Emotion in uns anspricht. Dasselbe kann man auch bei vielen anderen Trendwörtern beobachten. Man überlege sich weiter alle möglichen Formen und Einsätze des Wortes «chillig!»

Unser Alltagswortschatz besteht meistens aus einer Handvoll solcher Wörter. Kompromisslos dominieren sie das Geschehen. Bei der Auswahl dieser Handvoll gibt es natürlich lokale Unterschiede. So versteht man wohl nur in der Schweiz, dass beim Ausruf «Huere geil!» nicht direkt eine Prostituierte involviert ist, und nur ein Frankfurter weiss, dass man sich unter «Lauch» nicht das Gemüse vorzustellen hat.

Ab dem dritten Mal, wo man an ein und demselben Tag etwas «Geil!» findet, ahnt man es dann selbst: Relativ alternativlos handelt man sich durch die üblichen Gesprächsthemen.

Man kann ihr kaum entweichen, der Überstrapazierung einiger Begriffe. Auch das Schweizer Unwort des Jahres 2012 steht unter dem Verdacht des exzessartigen Gebrauchs: «Bio» ist schon seit Langem kein Schulfach mehr, bei dem man Wissen über Kühe, Pferde und Pflanzen propagiert. Nicht jeder weiss, was sich hinter den vielen verschiedenen Bio-Siegeln verbirgt – und trotzdem verbindet jeder Gutes mit diesen drei Buchstaben. Das macht «Bio» zu einem perfekten Zielobjekt der Werbeindustrie.

Am Anfang unseres Verständnisses von Sprache steht



Was wir sagen, ist nicht immer das, was die anderen verstehen.

ein tiefgreifendes philosophisches Problem, welches fundamental ist für eine Vorstellung von Erkenntnisgewinn: Wie kann ich die Bedeutung eines sprachlichen Begriffs festlegen, ohne diese mittels anderer Begriffe zu beschreiben? Ganz praktisch kann man dieses Problem greifbar machen: Wie erkläre ich einem Kleinkind, was die Farbe «Grün» ist? Natürlich bringen wir unserem Zögling bei, die erwähnte Farbe zuzuordnen. Wir weisen mit unserem Finger auf etwas, das nach unserem erlernten Wissen «grün» ist.

Ist Glück = gut und umgekehrt?

Es sammeln sich unzählige Beispiele im Kopf des Unwissenden an, die er mit dem Begriff «grün» identifizieren kann. Bereits bei einer solch simplen Angelegenheit geraten wir jedoch in eine unvermeidbare Auseinandersetzung mit unseren eigenen Vorstellungen. Wir müssen uns fragen, wo denn nach unserer Erfahrung die Grenze zwischen der Farbe «Grün» und der Farbe «Blau» ist (ohne eine wissenschaftliche Beschreibung zu Rate zu ziehen). Es scheint so, dass jeder Mensch eine marginal abweichende Empfindung von dieser Grenze hat. Was für den einen schon «ocker» ist, ist für den anderen noch «beige».

Man kann dieses Problem auf eine noch viel grundlegendere Ebene treiben, indem man sich dieselbe Frage für die Begriffe «gut» und «Glück» stellt. Wie lernt das Kleinkind, was es unter «dem Guten» zu verstehen hat? Schon entbrennen hitzige Diskussionen um Ethik und Moral.

Entscheidend ist die individuelle Vorstellung eines Begriffs – und dass Sprache ab einem gewissen Punkt auf

sich selbst aufbaut. Das ist ein subtiles, aber essenzielles Grundproblem im generellen Diskurs über Ästhetik oder Ethik. Begriffe wie «das Gute» oder «Glück» werden dort verwendet, um sich mit übergeordneten Begriffen auseinanderzusetzen. Haben die Diskutierenden keine identische Vorstellung der benutzten Begriffe, kann man von der Diskussion nichts erwarten. Wie soll man eine Theorie der Moral begründen, ohne sich vorher auf eine gemeinsame Vorstellung «des Guten» zu einigen? Wörter sammeln und bündeln unsere Eindrücke und Vorstellungen.

Die Komik der Sprache

Dies bietet die Möglichkeit herrlich abwechslungsreicher Komik. Man stelle sich einmal vor, was gezielte Wortfantasie in unserem Leben auslösen könnte! Statt dem nächsten Kommentar «wandere einem Dubioses ans Schallgebälk». Statt zu einem Bier träfe man sich in der Bar zu einem «deliriumverheissenden Destillat». Dabei wird die Gesamtidee eines Begriffs durch mehrere Vorstellungen stückweise modelliert. Der Kabarettist Olaf Schubert nimmt hierin als selbsternannter «Betroffenheitslyriker» eine Vorreiterrolle ein, mit seinen Wortspielen mischt er die Kleinkunstszene auf. Seine Devise heisst: Akrobatik statt Lethargie!

Joannis Koepsell ist Freizeitagnostiker und Ganztagestheoretiker. Das Fernsehprogramm seiner Wahl ist der Kinderkanal.

RAIF

VON
GRÜNINGER

NA, JUNGS, IAR SÄÄD ABR
NÜSCHD AASDR GEESCHND HIAR,
WA?

NEIN, ÄHM, WIR
SIND AUS ZÜRICH...

ZÜRESCH! ÄIVR BIBSCH!
DA HOB'SCHN VERWÄNDN DRÜBN!
'N GRÖSSÄFFN!



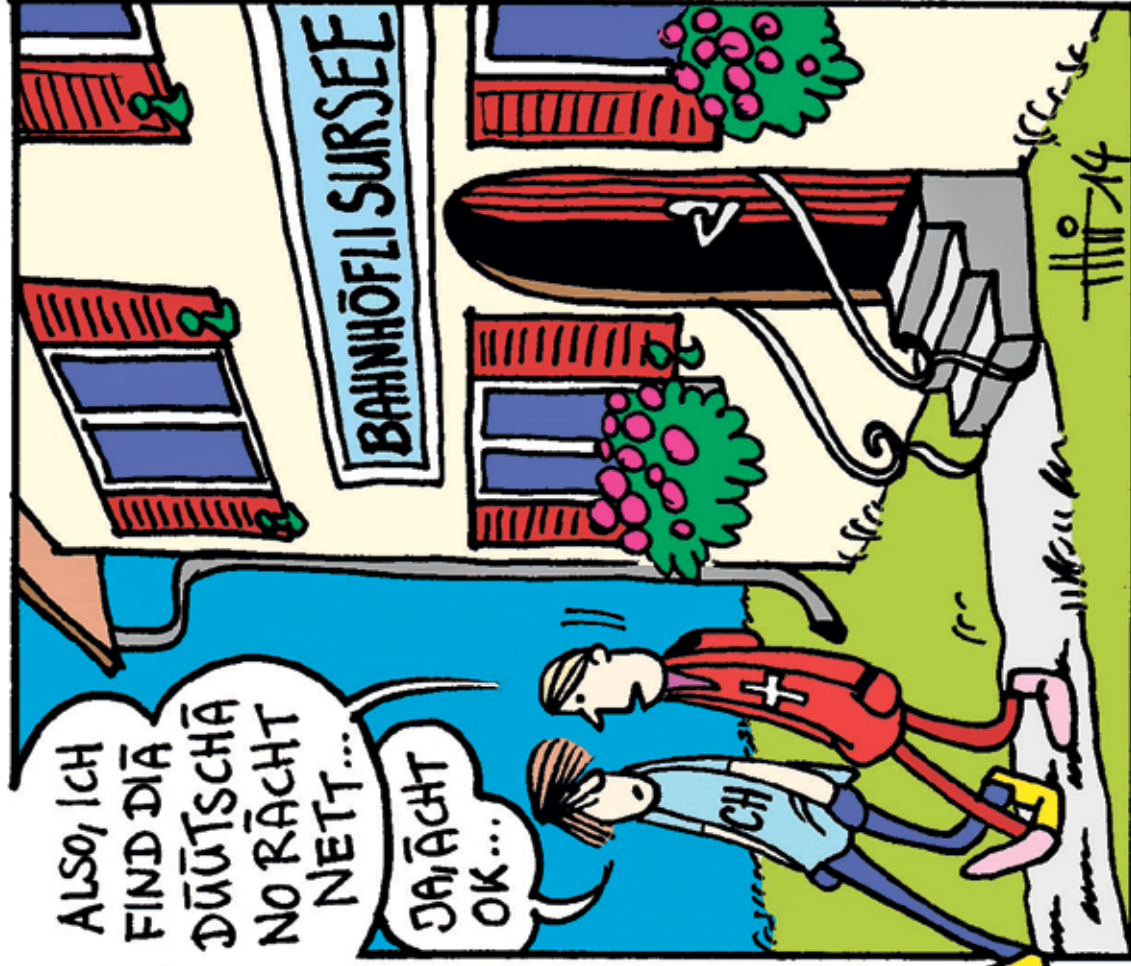


WAR'N AASCHON BESUCHN DORD?
 GRÖSSARDSCHESCHDODD, GRÖSS-
 ARDSCH! NEEDRORF!
 BAANOF SCHDRÖSE! HADMÜSCH
 SÄHR BÄÄNDRUGGD!



ALSO, ICH
 FIND DIÄ
 DÜÜTSCHÄ
 NO RÄCHT
 NETT...

JA, RÄCHT
 OK...



ULF – Das Buch

Die gesammelten Werke von Polykum-Cartoonist Thom Grüninger sind als Sammelband erhältlich. Das Buch «ULF von Grüninger» kann im Sekretariat des VSETH im Stuz² (CAB E27) für 11 Franken gekauft werden.

POLYKUM N° 7 2013

REIN THEORETISCH

Deutsch als Weltsprache

Wäre die deutsche Sprache offizielle Amtssprache der USA, hätte sie sicherlich den internationalen Durchbruch als Weltsprache geschafft. Doch so weit ist es nie gekommen.

VON **Anna Dalbosco**

Nach dem zweiten Weltkrieg war klar, dass die Sprache der USA unsere zukünftige Weltsprache sein würde. Kaum ein anderes Land hatte international damals vergleichbaren wirtschaftlichen und politischen Einfluss wie die Vereinigten Staaten. Und deren Sprache ist nun mal Englisch. Immer wieder taucht jedoch das Gerücht auf, dass die Landessprache in der neuen Welt mal zur Debatte stand. Aber ist da wirklich was dran?

In der Gerüchteküche

Die sogenannte «Mühlenberg-Legende» findet regelmässig neue Freunde, die zu ihrer Verbreitung beitragen. Die Legende besagt, dass es in den USA vor rund 200 Jahren eine Abstimmung darüber gegeben habe, ob Deutsch neben Englisch zweite Amtssprache, wenn nicht sogar offizielle Landessprache werden sollte. Der entsprechende Antrag sei mit nur einer Stimme überstimmt worden. Die entscheidende Stimme, die letztlich verhinderte, dass Deutsch Amtssprache wurde, habe ausgerechnet der deutschstämmige Parlamentssprecher Mühlenberg gegeben.

Tatsächlich war Englisch zu jener Zeit für viele die Sprache der verhassten Kolonialherren, gegen die sich das amerikanische Volk im Unabhängigkeitskrieg erfolgreich aufgelehnt hatte. Wäre es da nicht vorstellbar, dass die jungen Verei-

nigten Staaten nach ihrer Gründung eine andere Sprache begrüsst hätten? Natürlich! Tatsache ist jedoch, dass eine Abstimmung über die Amtssprache der USA niemals stattgefunden hat. Auch weil der auf die Gesamtpopulation der USA bezogene Anteil deutscher Einwanderer um 1830 gerade mal bei neun Prozent lag. Eine Minderheit also, die auf nationaler Ebene kaum Gehör hätte finden können.

Ein Stück Wahrheit

Wie alle Legenden hat aber auch diese einen wahren Kern: Am 9. Januar 1794 reichte eine Gruppe deutscher Einwanderer aus Virginia beim US-Repräsentantenhaus eine Petition ein, in der sie die Veröffentlichung von Gesetzestexten in deutscher Übersetzung forderte. Dies sollte den Einwanderern, die noch kein Englisch gelernt hatten, helfen, sich schneller mit den Gesetzen der neuen Heimat zurechtzufinden. Der Antrag wurde vom Repräsentantenhaus allerdings mit 42 zu 41 Stimmen abgelehnt. Der Wahl enthalten hatte sich ein gewisser Frederick Mühlenberg, ein deutschstämmiger und zweisprachiger Sprecher des Repräsentantenhauses. Dieser war der Meinung: «Je schneller die Deutschen Amerikaner werden, desto besser.»

Das Amerikanische erobert

Ob künftig Englisch oder Deutsch gesprochen werde, war in den USA also nie wirklich Thema. Und auch im europäischen Raum klärte sich die Frage nach der internationalen Handels- und Diplomatensprache bald. Obwohl Deutsch Anfang des 19. Jahrhunderts noch grosse Bedeutung als internationale Fremdsprache genoss, vor allem im Bereich der Wissenschaft und als Diplomatensprache im gesamten osteuropäischen Raum: Spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg war Deutsch verpönt. Die USA hingegen konnten sich als politisch und wirtschaftlich aufsteigende Weltmacht durchsetzen, und die amerikanische Gesellschaft wurde zum Inbegriff des modernen Lebensstils. Jeder sprach gern ihre Sprache. In kürzester Zeit wurde das alte Europa vom Amerikanischen erobert und mit ihm die ganze Welt.

Anna Dalbosco studiert Agrarwissenschaften und ist Polykum-Redaktorin.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Deutsch verpönt: Charlie Chaplin träumt in **DER GROSSE DIKTATOR** von Macht.





GESAGT

Sing mir, oh Deutschland...

Eine Liebeserklärung an die deutsche Sprache.

VON **Alessandro Lägeler**

Sing mir, oh Deutschland, die Lieder deiner Weitgereisten und die zornigen Schauer deiner Dichter. Sing mit kehliger Stimme, sing in deiner Sprache, über die mein Flüstern fällt.

Für jene, die sie ein Menschenleben lang geschwiegen haben, hat sie sich nie verändert. Sie ist dieselbe wie damals, als Hölderlin seinen Wahnsinn verschrieb. Erinnert euch, wie er in seinem Jähzorn rief: «Einmal lebt ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.» Erinnert euch all der Stunden, da wir mit ernsthafter Miene beim Wein sassen, die Dichter, die Trunkenbolde, der fistelstimmige Gelehrte, die Soldaten und wir – im einfachen Hemd.

Immer wieder kamen Wandernde vorbei, die auf ein kurzes Leben mit uns anstossen. Sie waren jene, die das Posthorn noch rufen gehört hatten, die in der Asche der Nacht noch ein Feuer entzündeten. Taugenichtse wurden zu Erzählern, Bergbauern zu Poeten.

Goethe sass stets bei uns, wenn er mal wieder einer seiner Frauen den Abschied gegeben hatte. Er pflegte dann ironisch, mit ausladenden Gesten zu sagen: «Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.» Und diese zwei Seelen – der Geschmack des Schweisses und das Licht der Sonne auf dem feuchten Tisch – hatte er uns allen in derben Witzen gegeben.

Jeder von uns hatte den Hang zu grossen Worten. Jeder sprach mit den Lachern eines Lebens im Herzen. Da war dieser unscheinbare Dichter, der den ganzen Abend zur Tischplatte

startete und nur einmal den Kopf hob, um zu sagen: «Sagen Sie ihm, dass er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird.» Ich weiss nicht mehr, an wen das gerichtet war. Ich weiss nicht einmal mehr, wie sein Gesicht ausgesehen hatte. Bloss seine Worte hängen hier noch irgendwo rum.

Auch der fistelstimmige Gelehrte trug das Pathos in der Brust. In unbedachten Sätzen, wenn er sein Denken vergass, zeigte sich seine Grösse. Ich erinnere mich: Die Spitzen der Berge standen wie Messer im Abendrot und von den schwarzen Tannen kam er her. Er schlug auf den Tisch in seiner schlecht versteckten Verzweiflung und sagte leiser als leise: «Man muss noch Chaos in sich tragen, um einen tanzenden Stern gebären zu können.»

Ja, auch die Menschenverächter haben unsere Sprache gesprochen; auch in der Hölle wurde sie gesprochen, doch auch in Zeiten der Sühne, des schuldigen Schweigens. Sie war auch die Sprache Willy Brandts, als er in Warschau zu Knie fiel.

Man schrieb in ihr, nach Hause, «dein goldenes Haar Margarethe». Von den Türmen hat man gerufen: «Grabt!» Und man sagte in ihr: «Das können wir nie wieder gutmachen», und «Wie konnte das nur geschehen?» Es wurde uns gesagt: «In dieser Sprache soll kein Gedicht mehr geschrieben werden», aber wir haben tanzbare Verse geschmiedet.

Denn sie ist unsere Sprache, deine und meine, die wir in den vierhundert Jahren unseres Lebens auf den Feldern gesprochen. Abends haben wir deutsch gesungen, bis unsere Nacken glänzend waren. Und dann, erschöpft, dem Mädchen neben uns gesagt: «Du bist mîn, ich bin dîn.» ■

Zum ersten Mal Ausländer

Wie eisig kann der Wind schon sein, wenn man hundert Kilometer in den Süden zieht? Eine Deutsche erzählt, wie sie sich in Zürich seit einem Jahr Heimat erkämpft.

VON Barbara Lussi

«Die ersten Monate hab ich so viele Monologe geführt, das kannst du dir nicht vorstellen. Ich hab mich für einen Tanzkurs angemeldet, um unter Leute zu kommen, aber wenn ich da wen ansprach, kam nichts zurück. Da sass mal eine mit einem dicken Buch und ich fragte sie: «Bist du am lernen?», und sie antwortete nur: «Ja.» Und fertig. Dasselbe in Restaurants und Bars. Oder in der Tram. Anfangs hab ich da noch Leute angesprochen, einfach so. Aber gross zur Kommunikation kam's meistens nicht. Im Yoga-Kurs, den ich wenig später begann, wollten die meisten ihre Ruhe finden, nicht reden.

Ich bin mit null Erwartungen nach Zürich gekommen und hab mir auch nie Gedanken gemacht, wie man hier Kontakte knüpft. Ich bin ein offener Mensch, spreche andere an und hab keine Angst vor Berührungen. Hier hab ich dafür viele böse Blicke gekriegt. Nach dem ersten Mal Tanzkurs wusste ich nicht mehr, wo's nach hause geht, da hab ich einen alten Herrn nach dem Weg gefragt. Der hat's mir megalieb erklärt, ich hab «Dankeschön!» gesagt – und ihm dabei an den Arm gefasst. Das war zu viel. Seinen Gesichtsausdruck hättest du sehen sollen! Als ob ich in sein Haus getreten wäre. Von da an hab ich mich sehr zurückgenommen. Die Leute scheinen es sich hier nicht gewohnt zu sein, dass man ihnen so nahe kommt.

Schwieriger macht's nur die Sprache – Deutsch macht dich hier nicht beliebt. Solange ich Hochdeutsch spreche, bin ich Ausländerin, das ist einfach so. Und das, wo sich Schweizerdeutsch und Deutsch so ähnlich sind. Dass sich Deutsche anpassen oder gehen sollen, habe ich selbst schon gehört. Das ist schon traurig: dass Sprache so viel ausmacht. Eigentlich ist doch total egal, was man spricht. Bind mal allen die Münder zu, dann wäre das nicht so ein Problem.

Nach dem Umzug nach Zürich hab ich mir eine Schweizerdeutsch-App runtergeladen, wollte mich für einen Sprachkurs anmelden, aber dann dachte ich: Das macht ja keinen Sinn. Lerne ich hier alle Akzente, wird man mir in Basel oder sonstwo vorwerfen, dass ich Züridütsch spreche. Fallen gelassen hab ich den Plan, als mir sogar eine Patientin sagte: «Wozu wollen Sie einen Sprachkurs machen? Ich verstehe Sie ja und Sie mich!» Das stimmt. «Merci» und «Grüezi» sage ich trotzdem.

Mit meinem Freund, den ich hier kennengelernt hab, gibt es in Zürich drei Leute, die ich als Freunde bezeichnen würde. Die sind mir wichtig und ich weiss, dass ich ihnen wichtig bin. Daneben hab ich in meinem ersten Jahr in Zürich viele oberflächliche Bekanntschaften gemacht. Ich hab viele tolle und lustige Menschen kennengelernt – aber nichts mehr von ihnen gehört. Ich erinnere mich an einen echt coolen Abend mit einer, die ich gerade kennen gelernt hatte. Beim Abschied meinte sie: «Ich meld mich mal!» Aber glaubst du, sie hätte nach meiner Nummer gefragt? Andere, denen ich schreibe, antworten einfach nicht. Irgendwann fragt man sich schon: Soll ich das denn auf mich nehmen? Soll ich mir die Mühe machen, Freunde zu finden, wenn von der anderen Seite nix kommt?

Als Person, die Probleme meistens bei sich sucht, war ich letzten Frühling erst mal wütend auf mich. Dann war ich wütend auf die



Kostet mehr Kraft als gedacht: in der Fremde gesehen zu werden.

FOTO: BARBARA LUSSI

Schweizer. Ich hab den Eindruck bekommen: Was ich bin, kommt hier nicht an, und ich kann versuchen, mich anzupassen – aber ich bin doch, wer ich bin! Irgendwann war's mir egal. Da konnte ich dann sagen: Ich verurteile die Schweizer nicht, aber ich verurteile auch mich nicht. Dass es mir so schwer fällt, hier Anschluss zu finden, liegt an beiden Seiten. Und so viel hab ich dann ja doch nicht gemacht, das gebe ich zu. Weil's ein Kraftakt ist. Wenn ich abends um neun nach Hause komme und morgens um sechs aufstehen muss, mag ich oft nicht mehr los und mich bei Fremden beweisen. Klar wär das Kennenlernen einfacher, wenn die Schweizer offener wären, aber ein ganzes Volk kann man nicht ändern.

Nach der Masseneinwanderungsinitiative wurde viel Wut neu aufgewirbelt. Am Montag nach der Abstimmung wollte ich gar nicht arbeiten gehen. Ist doch verrückt: Da stimmen sie gegen Leute wie mich und dann legen sie sich hin und wollen behandelt werden! Schlimmer noch: «Und, wie fühlen Sie sich jetzt?» hat mich eine Patientin an dem Montag gefragt. Ja wie wohl...?! «Geht's noch?», hätte ich am liebsten gesagt. Ich fand die Frage voll nicht ok. Aber irgendwie verstehe ich das schon: Die Schweiz wurde von den Deutschen wie eine Welle überrollt. Die Deutschen machen das Fass voll, nachdem Jahre zuvor so viele Gastarbeiter gekommen sind. Die Angst, dass noch mehr von «denen» kommen, ist gross. Auch das hab ich schon gehört. Nationalitäten nennt ja niemand, im Drumrumreden sind sie super. Selbst fühle ich mich da so angesprochen wie alle anderen Ausländer. Aber in Deutschland haben wir das ja auch! Auch zu uns kommen so viele Leute: zum arbeiten oder um es sich bequem zu machen.

Das ist neu für mich: Ich bin zum ersten Mal Ausländer. Bisher war ich nur Reisende, Touristin. Aber auch als Ausländer bin ich gerne hier. Auch wenn es noch ein, zwei Jahre dauernd sollte, bis ich hier wirklich zu Hause bin. Auch wenn ich wohl nie hundert Prozent akzeptiert sein werde. Dann wieder frage ich mich: Wie akzeptiert muss ich denn sein? Und brauche ich hier denn *Freunde*? In Deutschland habe ich meinen fixen Freundeskreis. Den pflege ich. Schön finde ich trotzdem, was mir eine Patientin, eine ältere Dame, mal gesagt hat: «Wenn ein Schweizer dein Freund wird, dann bleibt er's. Den hast du fürs Leben. Es dauert nur länger, bis das Eis gebrochen ist.»

Vanessa (26) ist im Frühling 2013 von Lörrach nach Zürich gezogen. Sie arbeitet Vollzeit als Physiotherapeutin. Ihre liebsten Dialekt-Wörter sind «Müsli» und «Zmorge».

«Schlampenschleudern»

Die Fernsehserie «Tatort» hat Kultstatus in Deutschland. Auch in der Schweiz hat sie bereits an einigen Orten den Sonntagabend für sich gewonnen. Was macht das Phänomen Tatort aus? *Ein Selbstversuch.*

VON Joannis Koepsell

Irgendwo fernab von Höggerberg und Irchel, aber doch mitten in Zürich liegt sie: eine von zwei Kneipen dieser Stadt, in die ein deutscher Ritus, welchen man hauptsächlich in Berlin beobachten kann, Einzug gehalten hat. «Le Calvados» ist der Name dieser Bar. Hinter diesem verbirgt sich zunächst nichts Deutsches, aber diesen Sonntag, 20.15 Uhr, ist es wieder so weit: Da werden zusätzliche Stühle aus den Stauräumen geholt und sorgfältig Reservationszettel auf den Tischen verteilt.

Eine Gruppe Deutscher pflegt die Tradition

Wenn man den Innenraum der Bar betritt, fällt einem zunächst die mit Trophäen, Plaketten und Fussballtafeln gekachelte Wand auf, die den Eindruck erweckt, dass dieser Raum unzählige Geschichten zu erzählen hat. Die Bar ist gut gefüllt und ehe man sich versieht, setzt sich eine Gruppe junger Menschen zu einem, die nicht aus Zufall um diese Uhrzeit in genau dieser geselligen Stube auftaucht. Es ist eine Gruppe zugezogener Deutscher, die hier eine Tradition weiterführt, die sie in ihrer Heimat bereits pflegte.

Man unterhält sich. Dabei geht es natürlich nur um das eine Thema an diesem Sonntagabend. Vorab konnte man auf medialer Ebene ja bereits einiges über die nachfolgenden 90 Minuten lesen. Ein Spektakel sozialen Psychokriegs soll es sein. Die Haupthandlung komme streckenweise zu kurz, aber das Auto der Kommissarin sei der letzte Schrei und würde einiges wiedergutmachen! Von derben Einstufungen nach dem Schema «Wie blutig?», «Bestes Accessoire?» und «Gesellschaftspolitischer Auftrag?» bis hin zu kernigen Analysen des Drehbuchs biedern sich auf den Online-Titelseiten der grössten Printmedien Deutschlands die jeweiligen Artikel mit entsprechend schmierigem Titel an: «Was Sie sich schon immer mal an den Kopf werfen wollten» (FAZ) oder «Der neue Wien-Tatort im Schnellcheck» (SPIEGEL), ist dort zu lesen.

Fünf Franken Einsatz und ein Mörder

Plötzlich geht es los. Schon bei dem mittlerweile dreissig Jahre alten Vorspann und der leierartigen Musik steigt in diesen Wänden die Spannung. Schnell noch klatscht der Kellner ein leeres Bierglas mit Zetteln und Stiften auf einen kleinen, quadratischen Holztisch, erklärt dann die Spielregeln. Fünf Franken Einsatz, potenziellen Mörder auf den Zettel schreiben und in zwanzig Minuten

vorne abgeben. «Wer zuerst abgibt und richtig rät, gewinnt alle Einsätze», wird erklärt, «sonst wird das gesetzte Geld unter den Gewinnern geteilt.» Es herrscht ungewohnte Stille, es dominiert konzentrierte Perzeption des Vorgeführten – ganz im Gegenteil zu rauschenden Fussballfesten, bei denen man jederzeit nichtige Kommentare zum Spielgeschehen zum Besten gibt. Nach gebührender Zeit des Eintauchens: auf einmal reges Gelächter aus der linken Ecke des Raumes. Das Auto der Kommissarin bleibt auf der Strasse liegen. Daraufhin entfährt dieser unter Fluchen und mit herrlich-österreichischem Dialekt das Wort «Schlampenschleudern».

Szenen wie diese seien es, so der gemeinsame Tenor der Presse, die man mit der Marke «Tatort» verbindet. Ob Bratwurstermittler in Köln oder aufgeblasener Pathologe in Münster, alle haben sie gemeinsam: eine grosse Portion Lokalkolorit. Sei dies nun heimische Gesellschaftskritik, die panoramaorientierte Grossbildaufnahme oder humoristische Einarbeitung des Dialekts.

Einige drollige Auseinandersetzungen und eine zu erwartende Pathologie-Einlage später flimmert auch schon der Abspann über den Schirm. Man trinkt in Ruhe sein Bier zu Ende und resümiert ein wenig das Geschehene, bis jeder in die Nacht entflieht. Die neue Woche kann kommen! ■

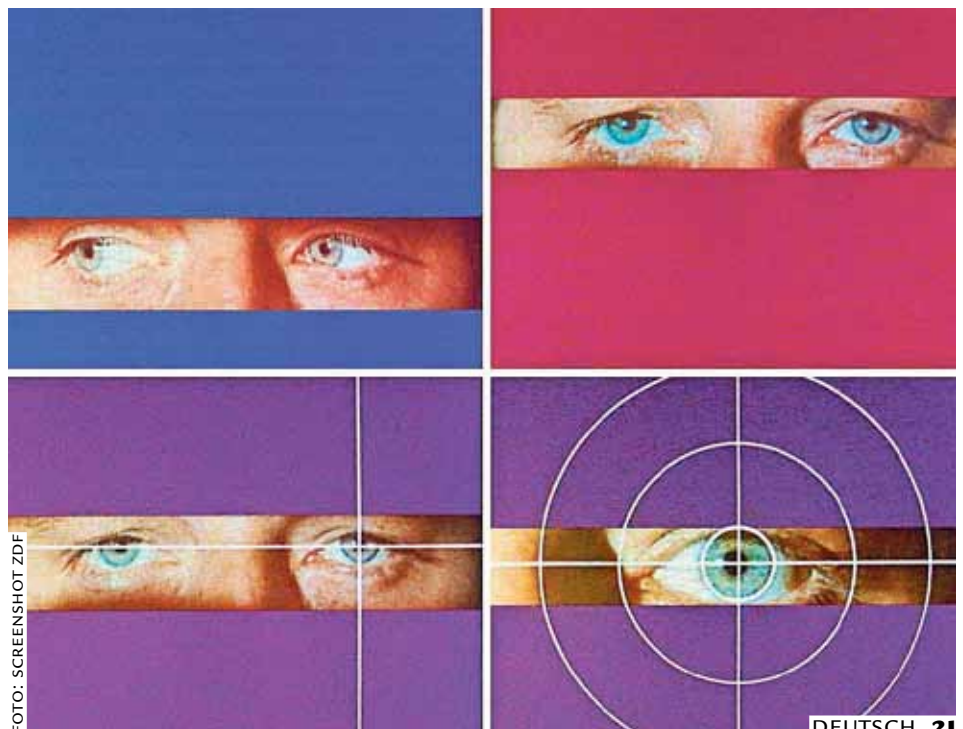


FOTO: SCREENSHOT ZDF

«Ja alles, was mit
Kartoffeln zu tun hat!»

MATHIEU, F

«Autowaschen am Sonntag.
Ist doch entspannend und
macht Freude, nicht?»

THOMAS, DE

«Pünktlichkeit. Aber wir
sind hier ja in der Schweiz.
Deutsch-Schweizer sind
in Sachen Pünktlichkeit
einfach unschlagbar.»

THEA, DE

«Meckern. Wenn im Urlaub
jemand am rumjammern ist,
ist es wahrscheinlich wieder
mal ein Deutscher.»

ELIAS, DE

«Das beste Bier der Welt!»

KOEN, NL

«Als Tourist mit weissen
Tennissocken und
Sandalen rumlaufen.»

SARA, AT

UMGEFRAGT

«Direktheit. In Deutschland
sagt keiner: «Dürfte ich bitte
ein Bier haben?» Da heisst
das: «Ich krieg ein Bier!»»

LUKAS, CH

Was ist deutsch?

«Wurst. Bratwurst,
Currywurst und
Weisswurst.»

JULIA, CH

*Egal ob Stereotyp, Fakt oder Besonderheit:
Das Polykum hat sich umgehört und gefragt,
was denn nun typisch deutsch ist.*

VON Anna Dalbosco

«Den Deutschen fehlt
es an Schimpfwörtern.
Man kann irgendwie
so wenig ausdrücken.»

ALEX, E

«Sie können einfach
besser Deutsch als wir.»

MORITZ, CH

«Selbstkritik! Schaut man
sich ein WM-Spiel im ZDF
an, lässt der Kommentator
meist kein gutes Haar an der
deutschen Nationalmannschaft.
Das macht sonst keiner.»

MARIA, IT

«Deutschland ist ein Volk
der Klatscher. Deutsche
klatschen für ihr Leben gern.»

MARCEL, F

«Abendbrot bei meinen
deutschen Grosseltern.
Das krieg ich sonst nie:
Brot und Aufstrich.»

MILA, DE

«Fussball. Ganz viel Fussball. Ich
glaub, das finden die toll!»

PATRICIA, CH

«In Deutschland kann man
sich einen BMW kaufen und
dann tatsächlich mit 250 km/h
über die Autobahn brettern.»

MATTHIAS, CH

Du willst immer die neueste Musik dabei haben?

Du kannst

1.–
Duo Pack

Sony Xperia Z1 Compact
+ Sony Xperia Tablet Z
Orange Young Galaxy
+ Multi Surf
75.–/Mt., 24 Monate

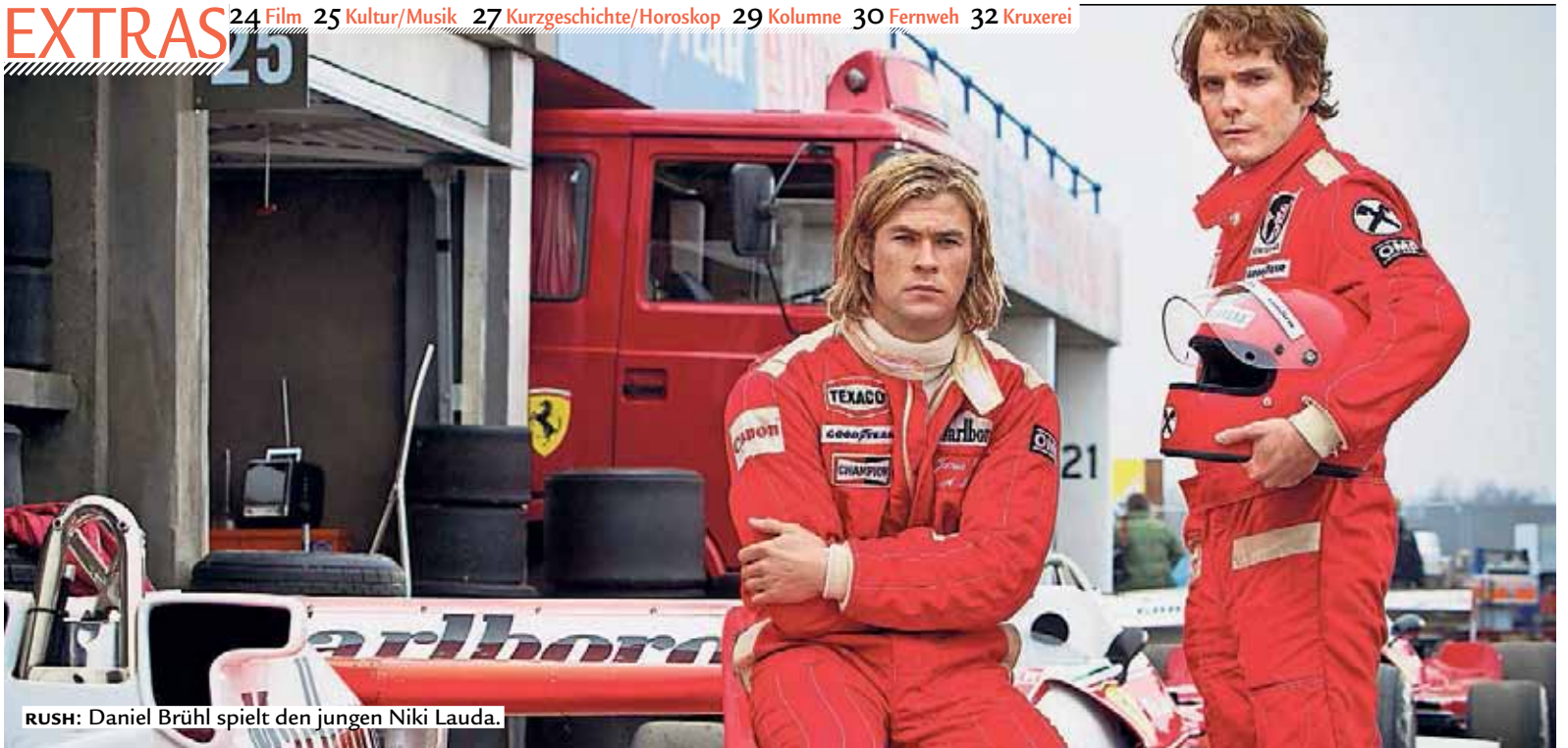


Mit Orange Young Galaxy und Universe bekommst du Spotify Premium gratis dazu.

orange™

Jetzt zu Orange wechseln:
0800 078 078 | orange.ch/shop

Sony Xperia Z1 Compact ohne Abo: 559.–, Sony Xperia Tablet Z ohne Abo: 579.–, 40.–/SIM-Karte. Ab 10 Jahren bis zum 27. Geburtstag. Danach wird Orange Young auf ein Orange Me Abo mit ähnlicher Monatsgebühr übertragen. Kostenlose Nutzung von Spotify Premium während der ersten 6 Monate. Danach 12.95/Monat.



RUSH: Daniel Brühl spielt den jungen Niki Lauda.

BILD: ZVG

FILM

Rush

Formel 1 lässt grüssen – und überzeugt!

Schnelle Boliden, zwei Draufgänger und eine Freundschaft, die kaum möglich scheint.
Der Polykum-Filmtipp.

Zugegebenermassen gehöre ich zu denjenigen Menschen, die mit der Formel 1 nichts, und ich meine *absolut nichts*, anfangen können. Warum Im-Kreis-Fahren als Sportart bezeichnet wird, ist mir schleierhaft. «Schlimm genug, dass die Rennen mir das Fernsehprogramm versauen, aber jetzt vermiesen sie mir auch noch das Kino?», dachte ich. Doch zu meiner Verwunderung ist **RUSH** viel mehr als ein Formel 1-Film. Vielmehr geht es um zwei Menschen, deren Einstellungen zum Leben und zum Sport unterschiedlicher nicht sein könnten. Beide aber wollen sie das Gleiche: den Weltmeistertitel.

Philosophien im Rennsport

Kurz gesagt geht es in **RUSH** um die Rivalität zweier Rennfahrer: Niki Lauda und James Hunt. Doch «kurz» reicht nicht aus, um dieser Geschichte gerecht zu werden. Hier treffen nicht nur zwei Personen, sondern zwei Welten aufeinander. Auf der einen Seite der ehrgeizige Perfektionist Lauda (Daniel Brühl), der genau weiss, was er kann und was nicht. Ihm gegenüber steht Draufgänger und Frauenschwarm Hunt (Chris Hemsworth). Wo Lauda eher analytisch und diszipliniert vorgeht, mischt Hunt das Rennen durch waghalsige Fahrmanöver auf. Von diesen unterschiedlichen Einstellungen zum Sport und zum Leben – und der dadurch entstehenden Spannung – lebt der Film.

Die Mischung macht's

Mit **FROST/NIXON** bewiesen Regisseur Ron Howard (**APOLLO 13**, **A BEAUTIFUL MIND**) und Drehbuchautor Peter Morgan (**THE QUEEN**)

schon 2008, dass sie in der Lage sind, wahre Tatsachen geschickt und feinfühlig darzustellen, ohne gekünstelt zu wirken. Gleichzeitig weiss **RUSH** auch mit tollen Bildern zu punkten. Der dynamische Schnitt, fast schon waghalsige Kamera-Einstellungen und der gekonnte Einsatz von Originalaufnahmen lassen uns Unmengen von Adrenalin ausschütten. Damals war es nämlich nicht selten, dass ein Fahrer im Rennen sein Leben verlor. Sogar ich, Motorsport-Muffel, der ich bin, weiss, dass Lauda schrecklich verunfallte, sein Gesicht seither schwer verbrannt ist. Brühls Darstellung dieser Tragödie ist so echt, dass Lauda persönlich gesagt hat, er sehe sich selbst.

Alles in allem ein eindrucksvolles Testosteron-Drama, das auch Formel-1-Gegner zu begeistern weiss!



Christine Baumann (27) studiert an der UZH Englische Sprach- und Literaturwissenschaft und ist im **Filmteam** des **SOSETH** tätig. christine.baumann@sos.ethz.ch

Programm

Disconnect

15. APRIL, 19.15 @SOSETH

Irréversible

15. APRIL, 20.00 @FILMSTELLE

Captain Phillips

16. APRIL, 19.15 @MITTWOCHSFILM

The Square

19. APRIL, 18.00 @FILMPODIUM

Once upon a Time in the West

24. APRIL, 15.00 @FILMPODIUM

Red 2

29. APRIL, 19.15 @SOSETH

Downing by Numbers

29. APRIL, 20.00 @FILMSTELLE

Rush

6. MAI, 19.15 @SOSETH

Serkalo

6. MAI, 20.00 @FILMSTELLE

Incendies

13. MAI, 20.00 @FILMSTELLE

Master of the Universe

27. MAI, 19.15 @SOSETH

KULTUR

Tempo Girl – Geschichte einer Generation

VON Shilpi Singh



BILD: ZVG

Findet Entschleunigung in einem Walliser Bergdorf: das Tempo Girl.

«Alles kann, nix muss» – so beschreibt Protagonistin Dominique Piepermann die Generation der 90er, die sogenannte Krisengeneration. Als Möchtegern-Schriftstellerin schlägt sie sich durch den Alltag im Berliner Hipster-Millieu. Nachdem sie von ihrem Verleger heftig kritisiert wurde, stürzt sie sich zusammen mit ihrem Freund Deniz, einem einfachen Kebabverkäufer, kurzentschlossen in ein Abenteuer. Die Flucht führt sie in ein abgelegenes Walliser Dörfchen, wo jeder sein eigener Herr zu sein scheint. Ein aufdringlicher Zuhälter, eine lange vermisste Romanze, ein Verlust und eine einschneidende Erfahrung lassen diesen kurzen Trip zu einem Wellental der Emotionen werden, der ihr den schriftstellerischen Durchbruch beschert.

Das Erstlingswerk des Regisseurs und Drehbuch-

autors Dominik Locher gliedert sich ein in die Reihe der Independent-Filme. Trotz wiederholten Anspielungen auf den Kultfilm **PULP FICTION** und Szenen im Stil von Lars von Trier gelang es Dominik Locher, ein beeindruckendes Werk zu präsentieren. Die Szenerie der Schweiz wird verträumt dargestellt und erinnert an einen Fleck Welt, an dem die Zeit stillsteht. Protagonistin Dominique spiegelt die Tempo-Generation überzeugend wider. Lläuft der Alltag mal nicht wie gewohnt, wird der Kummer auf exzessiven Partys ertränkt. Kritik trägt sich gar nicht mit der geplanten Karriere, und wenn man doch welche einstecken muss, lässt man an Ort und Stelle alles fallen und flüchtet in eine Traumwelt – hier die Schweiz –, in der man sein Leben neu aufbauen und wieder kaputtmachen kann.

Es ist nahezu beängstigend zu sehen, wie weit ein Mensch für den eigenen Erfolg zu gehen bereit ist. Ein Film, der zum Denken anregt. ■

Schweiz/Deutschland (ZHdK, Hugofilm) 2013, 75 Min. Farbe

Sprache: Deutsch **Regie und Drehbuch:** Dominik Locher
Kamera: Stefan Künzler **Musik:** Nina Geiger

Darsteller: Florentine Krafft, José Barros, Anatole Taubmann, Dani Mangisch, Regula Imboden, Karin Pfammatter, Lisa Brühlmann, Gilles Tschudi

MUSIK

Scraps of Tape

VON Philipp Gautschi



Instrumentale Rockmusik aus Malmö

Mit «sjätte vansinnet», schwedisch für «der sechste Wahnsinn», bringt das seit 2001 musizierende Quintett aus Malmö bereits sein fünftes Album raus. Gleich vorweg: Klanglich hat man es hier mit einer insgesamt gelungenen Mischung aus klassischem Indie-Rock und rhythmisch wie auch spielerisch spannendem Post-Rock zu tun. Als Referenzen wage ich, Spring Offensive (bzgl. kreativer Spielweise) und Maximo Park (bzgl. Gesang/Melodieführung) anzubringen. Die Indie-typischen Parts schwächeln meiner Meinung nach dezent.

Und wie so oft: Die Schuld schiebe ich dem Gesang in die Schuhe (wie auch immer des Gesangs Schuhe aussehen mögen). Johan G. Winter gibt sich Mühe, will Emotion vermitteln, trifft jedoch nicht immer die gewünschten Töne und wirkt streckenweise schwachbrüstig. Das Element «Gesang» bewirkt, dass das Album vereinzelt überladen

wirkt. Dieses Manko verzeihe ich der Band an dieser Stelle grosszügig, da das Handwerk an den Klampfen den Karren gewaltig aus dem Dreck zieht. Womit wir beim Post-Rock- oder Instrumental-Anteil des Albums wären. Das filigrane Zusammenspiel der beiden Gitarren, unterstützt vom kreativen, rhythmisch oft sehr anspruchsvollen Schlagzeugspiel, vermag komplexe Klangkonstrukte zu kreieren. Diese können mal wichtig-laut, mal sympathisch-verspielt daherkommen. Die Band beherrscht die vielfältigen Spielweisen des Post-Rocks komplett, live soll sie der Knaller sein.

Die Vielfalt an Tempi, Rhythmen und Gitarrenduellen macht das Album anstrengend und somit spannend. Zuhörern, welche Indie-Rock schätzen, gerne auch mal einer harten Gitarre lauschen, aber noch nicht wissen, wie gewaltig instrumentale Rockmusik sein kann, darf das Album im Sinne einer Einstiegsdroge empfohlen werden. ■

[@] www.scrapsoftape.com/

BILD: ZVG



Herzlich willkommen!

Arbeiten bei Basler & Hofmann heisst: zu einem Team gehören, anspruchsvolle Aufgaben übernehmen und im Austausch mit anderen Disziplinen Lösungen entwickeln. Fachliche Kompetenz ist dafür Voraussetzung, mindestens ebenso wichtig sind uns Ihre menschlichen Fähigkeiten: Offenheit, Engagement, ein wacher Verstand und die Freude an Teamarbeit.



www.baslerhofmann.ch

Basler & Hofmann

reformiertes
hochschulforum zürich

KONGO, MUSIK & MENSCHEN- RECHTE

Infos und Konzert

Informationen zur Lage in der DR Kongo, Musik von Bondaa & Rootfire und Kollekte zur Unterstützung des HEKS-Projektes in der Region Lubero.

Eine gemeinsame Veranstaltung von: Ethik-Zentrum der Universität Zürich, HEKS und Reformiertes Hochschulforum

Mittwoch, 14. Mai 2014
18.30 – 20.00, Obere Mensa, UZH
Künstlergasse 10, Zürich

WER TRÄGT GESELLSCHAFT- LICHE VERANTWORTUNG?

Hintergründe und Kontext der
Kirchensteuer-Initiative

Podiumsdiskussion mit **Hans-Ulrich Bigler**, Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands svv, FDP; Prof. em. Dr. **Georg Kohler**, Politische Philosophie; Dr. **Markus Notter**, Alt-Regierungsrat des Kantons Zürich, SP.

Moderation: Dr. **Jeannette Behringer**, Politologin und Ethikerin.

Eine Veranstaltung des reformierten Hochschulforums und der katholischen Hochschulgemeinde

Mittwoch, 30. April 2014
18.15 – 19.45, KOL-G-201, Aula, UZH
Rämistrasse 71, Zürich

Details: www.hochschulforum.ch



WG ZUM GLÜCK

DIE ZÜRCHER IMPRO-SITCOM
IM MILLER'S STUDIO

GROSSE TICKETVERLOSUNG AUF
WWW.PFIRSI.CH

DO 24. APRIL MO 19. MAI 2014
FR 25. APRIL DI 20. MAI UM 20:00 UHR

EINE PRODUKTION VON



anundpfirstoh



MIT DER UNTERSTÜTZUNG VON

MIGROS
kulturprozent

Hund an Bord

VON Barbara Lussi

Das hatte ihm keiner je bestätigt, kein Psychologe und kein Handaufleger, und auch mit Uwe und Pablo und Mama hatte er nie darüber gesprochen, weil Mama da wie Männer gestrickt war und nicht über Gefühlskram und Hokuspokus reden mochte – aber er wusste, dass das seltsam war: dass es nur zwei Träume gab, die er träumte. Zwei immergleiche Träume, ja. Von der ersten Minute bis zur letzten.

Im ersten Traum war er Schiffskapitän – und dass, wo er sonst nicht mal Auto fahren konnte –, Kapitän einer alten Kogge, einer, wie sie dreizehnhundertirgendwann gebaut wurde, und er stand da, ja, viel zu neuzeitlich gekleidet, vor dem Steuer, und hielt das Schiff auf Kurs. Irgendwas mit Nordnordost. Wind im Gesicht. Meterwellen links und rechts. Schweiß auf der Stirn. Die Hände im Klammergriff. Und er klammerte und klammerte und klammerte. Welle für Welle und gleich, wie sehr ihm der Wind um die Ohren klatschte, aber irgendwann, irgendwann, wie er da klammernd am Schiffsteuer stand, kam der Moment, dass er dachte: «Jetzt lass ich dann los, jetzt mag ich nicht mehr!» Aber jedes Mal, wenn er dachte: «Jetzt lass ich dann los, jetzt mag ich nicht mehr!», brüllte vom Ausguck ein Papagei runter, grün und mit Donnerstimme: «Wirst du wohl-!», und wenn er dann zurückbrüllte: «Ja was denn?!», brüllte der Papagei zurück: «Das weisst du ganz genau, Bürschen!» Er wusste es nicht, aber klammerte weiter und hielt sie auf Kurs, ja, die ganze Kogge, ihre sechs mal zwanzig Meter – so gut war sein Augenmass, und das, wo er sonst eine Brille trug –, und liess das Steuer nicht los, gleich, wie sehr seine Hände schmerzten. So fest hielt er das Steuer, dass er morgens mit Schwielen aufwachen müsste, dachte er, mit Schwielen der ganz üblen Sorte, aber er wusste ja, dass das nicht passieren würde, ja, ja gar nicht passieren konnte.

Im zweiten der beiden Träume stand er auf einer Leiter, die in den Himmel ragte, mit einer Handvoll Kirschen in der einen, mit nichts in der anderen Hand, während unter ihm, endlose Meter tiefer, Hunde zu den ersten Sprossen der Leiter bellten, bis ausgespuckte Kirschkerne sie zum Schweigen brachten.

Und manchmal, morgens, im Halbschlaf, wünschte er sich, dass die Hunde einst den Papagei verbellten. ■

Erstens kommt es anders...

...und zweitens als man denkt. Tja, meine Lieben, eigentlich wollte Uranus diesen Monat grosszügig sein. Er wollte reinen Wein einschenken, die Muskeln spielen lassen, zum Tanz rufen. Doch da lachte die dunkle Mondgöttin Lilith, lachte, und meine Gehirnzellen klirrten. Uranus ist nun anderweitig beschäftigt.

TEXT: Minou Lahiba Sacrale ILLUSTRATIONEN: Tobias Tschopp



Ingenieurwissenschaften

Aus vollem Hals singen oder doch besser Mauerblümchen spielen? Die Liebesdilemmata werden auch im Frühling nicht weniger. Nach verschiedenen Missgeschicken klappt es wahrscheinlich mal. Herrschte letzten Monat noch Flut, verzeichnest du jetzt Ebbe in der Kasse. Aber du lässt dich ja nicht unterkriegen. Und sonst gilt: Nicht nur der Staat ergibt guten Gurkensalat!



Systemorientierte Naturwissenschaften

Oh weh: Bald geht es auf den Schlusspurt zu. Es ist noch mal ein richtiger Kraftakt nötig, um das Semester über die Bühne zu bringen. Aber mit der richtigen Zufuhr von Nährstoffen, Additiva und sonstigen Enhancern kann das durchaus gut kommen. In der Partnerschaft wirst du verwöhnt, Venus meint es zur Abwechslung wieder mal gut mit dir. Leitmotivisch könnte in diesen Tagen ein leichter Schnupfen sein.



Architektur und Bauwissenschaften

Manch misstrauischer Mensch misst mit zweierlei Mass. Sei präzise. Schrecke auch nicht vor einem Rundumschlag zurück. Modelle sind gut, real life ist besser. Es ist der richtige Moment für die Jobsuche! Ab Gründonnerstag kannst du entspannen: Du gravitierst majestätisch deiner Ursprungsbestimmung entgegen. Atme ruhig durch und lass dich führen. Die anderen werden es schon richten. Om.



Management und Sozialwissenschaften

Wow! In Sachen Studium könnte die zweite Aprilhälfte deine Monatshälfte werden. Im Sozialleben läuft jedoch nicht alles rund. Aber auch Ecken und Kanten sind – mit Ausnahmen – liebenswert. Ein Auffrischen des philosophischen Gedankenguts täte dir wohl. Wie wäre es mit einem Schuss Weltliteratur? Hilft in allen Lebenslagen. PS: Solltest du dem Osterhasen begegnen, richte ihm einen Gruss aus.



Naturwissenschaften und Mathematik

Studiumstechnisch geht es Ende Monat aufwärts. Doch schon bald merkst du: Du brauchst endlich ein bisschen Ablenkung von den $v^*i^*ele(n) + f^*i^*ese(n) * [Form,eln] !!! = 1fach F/urch -tbar!$ Wie wär's stattdessen, ins heisse Nachtleben einzutauchen? Eine intensive Massage und ein Feel-Good-Movie? Problematisch könnte die Sache allerdings werden, wenn du deinen Eltern Rede und Antwort stehen musst.



Mit uns in die Zukunft.

Wenn Ihnen Ihre berufliche Entwicklung wichtig ist, sind Sie bei uns richtig. Wir sind, wo Sie hinwollen. In der Schweiz, Europa, Amerika, Asien und Australien. Sie haben einen Abschluss in Elektrotechnik, Maschinenbau oder Werkstofftechnik. Wir bieten Ihnen den idealen Einstieg in R&D, Product und Market Management oder im Application Engineering.



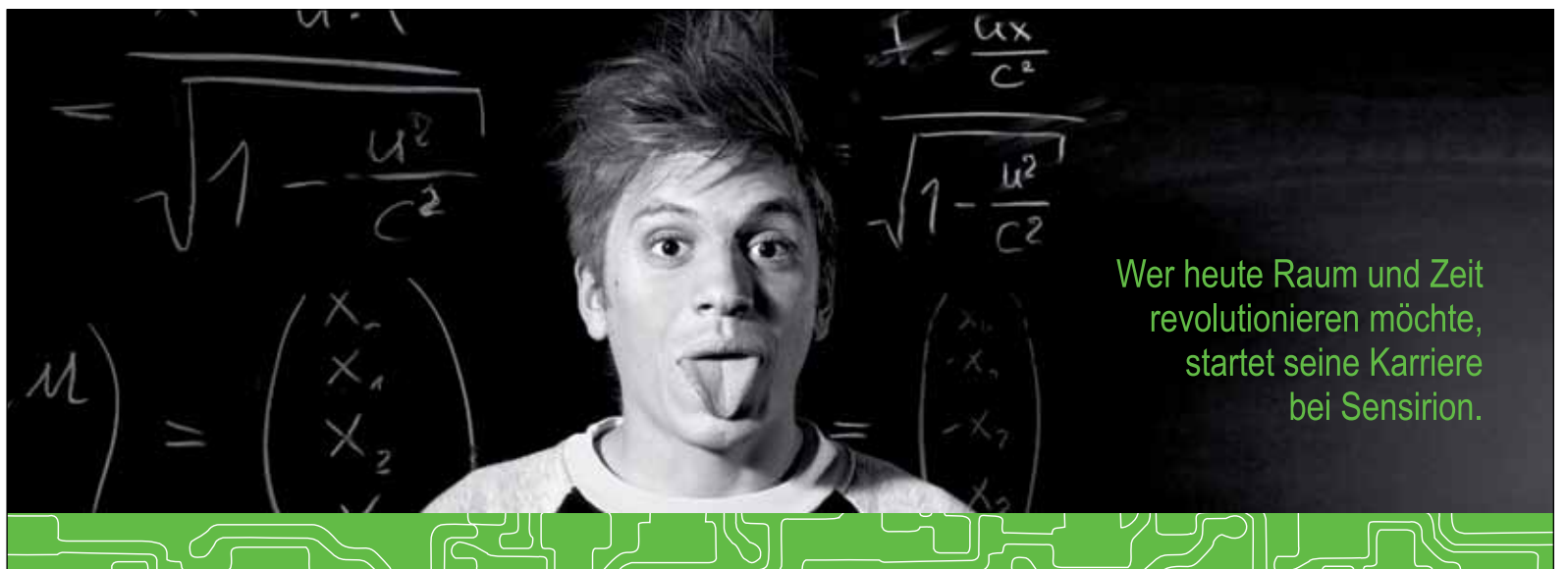
Patricia Stolz, Personalleiterin
Telefon +41 71 353 44 26, patricia.stolz@hubersuhner.com

Das weltweit tätige Schweizer Unternehmen HUBER+SUHNER entwickelt und produziert Komponenten und Systeme zur elektrischen und optischen Übertragung von Daten und Energie. Mit Lösungen aus den Technologiebereichen Hochfrequenz, Fiberoptik und Niederfrequenz beliefert HUBER+SUHNER Kunden in den Märkten Kommunikation, Transport und Industrie.

HUBER+SUHNER AG

Tumbelenstrasse 20,
8330 Pfäffikon, Schweiz
Degersheimerstrasse 14,
9100 Herisau, Schweiz

hubersuhner.com



Wer heute Raum und Zeit revolutionieren möchte, startet seine Karriere bei Sensirion.

Und wird Teil der Sensirion-Story: Sie freuen sich auf Herausforderungen, bei denen Sie Ihr ganzes Wissen und Ihre ganze Persönlichkeit einbringen können. Dann heissen wir Sie herzlich willkommen bei Sensirion.

Sensirion ist das weltweit führende und mehrfach preisgekrönte Hightech-Unternehmen auf dem Gebiet der Feuchtesensoren und Durchflusssensoren – mit Niederlassungen in Übersee und im Fernen Osten. Dank unserer einzig-

artigen CMOSens[®] Technologie vereinen wir das Sensorelement mit der digitalen Auswertelektronik auf einem winzigen Siliziumchip. Damit verschieben wir die Grenzen des Messbaren ins schier Unermessliche.

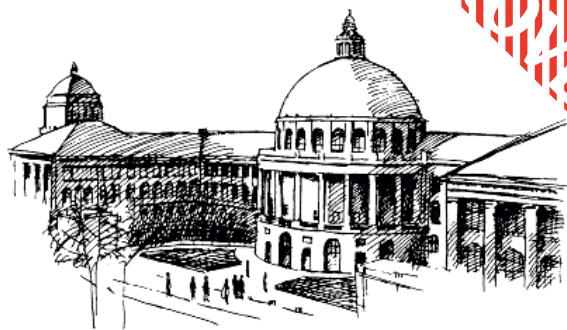
Schreiben Sie Ihre eigenen Kapitel der Sensirion-Erfolgsgeschichte und übernehmen Sie Verantwortung in internationalen Projekten. Stimmen Sie sich auf www.sensirion.com/jobs auf eine vielversprechende Zukunft ein.



SENSIRION
THE SENSOR COMPANY

Gute Ideen brauchen gutes Marketing

Ideenwettbewerbe sind eines der besten Mittel, um das kreative Potenzial der ETH-Angehörigen zu nutzen. Doch es gibt Verbesserungsmöglichkeiten.



In kaum einem Unternehmen ist die Dichte von Experten und Kreativen so hoch wie an der ETH. Da ist es naheliegend, dass die ETH dieses Potenzial für ihre eigene Weiterentwicklung nutzen möchte. Meistens arbeiten diese Leute aber an Projekten, die sich nicht unmittelbar auf die ETH beziehen. Studierende sind mit Lernen und Forscher mit Forschen beschäftigt.

Innovationen im Rahmen eines Wettbewerbs mit einem Preisgeld von einigen 1 000 Franken zu realisieren, scheint mir ein hervorragendes Konzept. Betroffene kennen Probleme und Bedürfnisse am besten, und wer das Gefühl hat, sich einbringen zu können, ist zufriedener und verantwortungsvoller. Umso enttäuschender ist es, dass man im letzten Ideenwettbewerb mit Preisgeldern von insgesamt 6 000 Franken gerade mal 13 Ideen finden konnte. Dass die Gewinneridee von den Veranstaltern als «nicht ganz neu» bezeichnet wurde, wirft auch kein besseres Licht auf die Qualität des Wettbewerbs.

Marketing als Multiplikator

Ist das Konzept der Ideenwettbewerbe auch noch so gut, es reicht einfach nicht aus, eine Website aufzuschalten und ein paar Plakate aufzuhängen, um dafür zu werben. Wenn ich mich in meinem Umfeld umhöre, weiss fast niemand von den vergangenen Wettbewerben. Selbst im Kreis der Fachvereine sind viele nicht informiert. Dabei sollte jede Person mit einer Idee erreicht werden! Um mehr Ideen zu generieren, muss man nicht das Preisgeld erhöhen, sondern die Bekanntheit des Wettbewerbs. Dass man es besser machen kann, hat letztes Jahr der Studierendenwettbewerb von Innovedum gezeigt: Insgesamt wurden 66 Ideen eingereicht. Ob man die Servietten der Mensa bedruckt oder ein Maskottchen durch die Hörsäle jagt, spielt keine Rolle. Hauptsache, alle hören von den Wettbewerben.

Kontinuität und Teilnahmekosten

Doch Bekanntheit ist nicht alles. Auch die Teilnahme muss einfach möglich sein. In vielen Fabriken der Schweiz findet man in jedem Arbeitsbereich Plakate, auf denen Probleme und Ideen eingetragen werden können. Je einfacher und schneller eine Idee erfasst werden kann, desto eher gibt ein Mitarbeiter eine Idee ein. Vorher muss allerdings sichergestellt sein, dass man Ideen dann einreichen kann, wenn man sie hat. Nicht umsonst spricht man

in der Privatwirtschaft vom «kontinuierlichen Verbesserungsprozess (KVP)». Die Eingabe sollte ständig möglich sein, auch wenn Preise nur einmal jährlich vergeben werden. Wer hervorragend sein will, muss immer und nicht zu bestimmten Jahreszeiten innovieren.

Eine Idee auf einem Plakat einzutragen, ist besonders einfach. Im Innovedum-Wettbewerb war es ausreichend, eine Idee in einem Absatz zu formulieren und in eine Webmaske einzugeben. Erst die Finalisten wurden gebeten, ihr Konzept auszuarbeiten. Beim Ideenwettbewerb hingegen musste ein mehrseitiges Konzept zusammen mit einem Plakat eingereicht werden. Sowa macht niemand gerne nach einer Analysis-Serie – ausser das Preisgeld ist drastisch höher.

Auf der Wettbewerbs-Seite von Innovedum sind alle Ideen noch heute öffentlich. Dadurch können sich die Teilnehmer gegenseitig inspirieren, wie sie das auch bei einem Brainstorming tun würden. Beim Ideenwettbewerb hingegen sind ausser den Gewinner-Inputs keine Ideen öffentlich.

Potenzial entfalten lassen

Vorgegebene Themen können Ideen kanalisieren. Da man Innovationen kaum voraussagen kann, sollten solche Vorgaben aber unverbindlich sein. Mit einfachen Verbesserungen haben Ideenwettbewerbe ein gewaltiges Potenzial. Zeit, sie dieses Jahr richtig gut umzusetzen. ■



ZUR PERSON

Basil Weibel

Die ETH will exzellent sein und ist daher auf Kritik

und ständigen Diskurs angewiesen. Um Diskussionen in Gang zu setzen, vertritt Polykum-Redaktor Basil Weibel an dieser Stelle seine persönliche Meinung. Seine Kolumne soll als Diskussions-Plattform dienen. Nicht weil die ETH oder der VSETH schlecht sind. Sondern weil sie gut sind.

Du möchtest auf seine Kolumne antworten? Schreib an: redaktion@polykum.ethz.ch



FERNWEH: ROM

Reise in die ewige Stadt

Stell dir vor: Das Semester ist zu Ende, die Prüfungen stehen bevor, aber der Drang nach Ferien lässt nicht nach.

Da kommt eine Städtereise wie gerufen – ein kurzer und erholsamer Tapetenwechsel, Last Minute sei Dank.

TEXT & FOTOS: **Shilpi Singh**

Wer kennt sie nicht, die Geschichten des alten Römischen Reiches. Als Latein-Gymnasiast hat man sie bis ins kleinste Detail behandelt. Ich, als Nicht-Lateiner, kenne Rom aus dem Geschichtsunterricht oder aus den Comic-Bänden von Asterix und Obelix. Ein Grund mehr, diese Stadt mal richtig zu besichtigen. Einen günstigen Flug hat man schnell über e-bookers oder als Last Minute-Angebot gefunden. Hauptkriterium für das Hotel: Es soll in der Nähe einer Metrostation liegen und nahe am Stadtzentrum sein. Vom Flughafen kann man mit einem sehr günstigen Shuttlebus direkt zum Hauptbahnhof reisen. In Rom gibt es mehrere Buslinien und zwei Metros, welche die wichtigsten Plätze miteinander verbinden. Die U-Bahn kann ein Tourist mit einer 3-Tageskarte für 16,50 € unbegrenzt nutzen und ist so bestens gewappnet für eine kurze Entdeckungsreise durch Rom.

Sightseeing

Zu sehen gibt es in Rom so einiges. Die Attraktionen im Zentrum können zu Fuss besichtigt werden. Selbst mit beschränktem Orientierungssinn ist das gut möglich. Nebst Klassikern wie dem Kolosseum und dem Triumphbogen zu Ehren von Kaiser Konstantin gibt es ganz in der Nähe den Circus Maximus zu sehen. Mit 600 Metern Länge ist dieser das grösste Veranstaltungsgebäude aus der Antike. Das benachbarte Forum Romanum ist eine beeindruckende Ruinenstätte, die ehemals das Wirtschafts- und Kulturzentrum des Römischen Reiches darstellte. Der Fontana di Trevi (Trevibrunnen) dürfte dem Filmliebhaber aus dem Klassiker «La Dolce Vita» bekannt sein, wo die Protagonisten nachts im Brunnen baden gehen.

Wer Filmschauplätze liebt, wird in Rom definitiv fündig. Seien es die Spanische Treppe, wo die grössten Modeketten zu Hause sind, oder der Bocca della Verità, beides bekannt aus Audrey Hepburns «Roman Holiday». Bei Letzterem ist man strikt, was Fotos angeht. Für 4 € darf man sich mit dem Mund der Wahrheit fotografieren lassen, sich kurz fühlen wie Gregory Peck oder Hepburn und danach einen Blick in die kleine Kirche Santa Maria in Cosmedin werfen.

Die Kirche Pantheon wiederum ist Architekturbegeisterten sicher ein Begriff, denn über Jahrhunderte besass das Pantheon die grösste Betonkuppel der Welt. Zugleich ist es eines der besterhaltensten Bauwerke der Antike. Überhaupt: Die katholische Kirche ist so ziemlich überall vertreten, weshalb speziell im Sommer darauf geachtet werden muss, dass Knie und Schultern bedeckt sind, wenn man das Innere einer Kirche besichtigt.

Staat im Staat

Nicht umsonst ist das Oberhaupt der katholischen Kirche



in seiner eigenen kleinen Monarchie inmitten der Hauptstadt Italiens zu Hause. Eine architektonische Sehenswürdigkeit ist der Vatikanstaat definitiv. Frühmorgens ist die Schlange in den Dom um einiges kleiner als gegen Mittag. Es ist ein günstiger Spass (7 €), die Kuppel des Petersdoms zu besteigen. Aber der Weg dorthin ist eng und streckenweise verwinkelt, sodass man wortwörtlich schief laufen muss. Von oben geniesst man dafür eine herrliche Sicht auf die Stadt und kann auch in den hinteren Teil des Vatikans spähen. Eine besondere Sicht auf den Petersdom erhält man von der Villa del Priorato di Malta auf dem Aventinhügel – einem der sieben Hügel, auf denen Rom erbaut wurde. Späht man da durch das Schlüsselloch der Villa, erblickt man den Petersdom inmitten von grünem Gewächs.

Touristenjagd

Rom lebt vom Tourismus. Entsprechend steigen die Preise massiv, sobald man in die Nähe von typischen Touristenattraktionen im Zentrum von Rom kommt. In kleineren, abgelegenen Gässchen zwischen der Spanischen Treppe und dem Fontana di Trevi findet ein Tourist Postkarten, halb so teuer wie in einem Souvenirladen. Und auch herzige Limoncello-Flaschen, ein für Italien typischer Zitronenlikör, kosten dort plötzlich halb so viel wie in einem Geschäft gegenüber von Sehenswürdigkeiten. Strassenhändler versuchen Touristen hier genauso übers Ohr zu hauen wie sonstwo, erwünscht sind sie in Roms Touristengebieten aber nicht: So

bald ein Polizeiauto naht, schreit einer «Carabinieri!», und die Händler packen ihr weisses Tuch vom Boden und rennen los. Sind die Polizisten weg, breiten sie sich wieder gemütlich am Strassenrand aus und verkaufen gefälschte Louis Vuitton-Taschen. Allgemein gilt: Preise vergleichen, statt das Erstbeste zu kaufen, das man entdeckt.

Italienischkenntnisse von Vorteil

Natürlich kommt ein Tourist mit Englisch durch die Grossstadt, aber es schadet nicht, wenn man das eine oder andere Wort Italienisch kann. So lässt sich vermeiden, dass man seinen Kaffee in einem überbezahlten Restaurant statt einem typisch italienischen Café zu sich nehmen muss. Typisch italienisch ist auch das Gelato: Die Sortenvielfalt erschwert die Auswahl, aber Probieren ist ein Muss – das Eis unterscheidet sich massiv von dem hiesigen. Zum Glück ist Essen in Rom allgemein nicht teuer. Was einen Studenten verwirren könnte, der Pasta in der Mensa als Mittag Mahlzeit serviert bekommt, ist, dass Pasta hier nur eine Vorspeise ist, keine Hauptmahlzeit. Bestellt man einen Teller Pasta, wartet der Kellner darauf, dass die Bestellung für den Hauptgang folgt.

Alles in allem ist Rom eine sehr vielseitige Stadt, wo der Mode- und Shoppingliebhaber genauso fündig wird wie der Kulturinteressierte.

Shilpi Singh ist freischaffende Studentin und lebt in Zürich. Die letzten fünf Monate hat sie in Rom verbracht.

Impressum

Herausgeber: VSETH, Verband der Studierenden an der ETH, Universitätstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Tel. 044 632 42 98, Mail: vseth@vseth.ethz.ch, Link: vseth.ethz.ch

Redaktion: Polykum, Zeitung des VSETH, Universitätstrasse 6, ETH Zentrum CAB, 8092 Zürich, Tel. 044 632 56 94, Mail: redaktion@polykum.ethz.ch, Link: www.polykum.ch

Redaktionsleitung: Ken Zumstein (zu), Seraina Kobler (sko)

Redaktion: Barbara Lussi (bl), Hannes Hübner (hh), Moritz Vifian (mv), Basil Weibel (bw), Dominik Roth (dr), Arnaud Monnard (am), Shilpi Singh (si), Anna Dalbosco (ab), Philipp Pauli (pp), Alessandro Lägeler (al), Ilja Shapiro (is), Joannis Koepsell (jo), Elena Kuslys (ek)

Freie Mitarbeit: Die drei Sonderzeichen, Benjamin Erdman, Patrick Oberholzer, Sabrina Hüttermann, Oriana Schällibaum, Kasia Jackowska, Julian Kornprobst (ju), Schewach Bodenheimer (sb), Philipp Gautschi (pg)

VSETH-Teil: Simone Schmieder

Titelbild: Stephan Schmitz

Lektorat: Barbara Lussi

Comic: Thom Grüninger

Layout/Gestaltung: Moritz Vifian

Administration: Barbara Lussi, Tel. 044 632 57 53, info@polykum.ethz.ch

Wettbewerbe und Verlosungen: Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Die Mitarbeiter und deren Partner sind von Wettbewerben und Verlosungen ausgeschlossen.

Adressänderungen: Adressänderungen können selbständig unter www.adressen.ethz.ch vorgenommen werden. Sollte kein Postversand mehr erwünscht sein, kann dies auch unter www.adressen.ethz.ch angegeben werden (Versendungen > Per Post an: keine Postzustellung).

Anzeigenmarketing: Zürichsee Werbe AG, Seestrasse 86, 8712 Stäfa, Telefon +41 (0)44 928 56 11, Fax +41 (0)44 928 56 00, polykum@zs-werbeag.ch

Anzeigenschluss:

Mai 2014 (Tempo) 16. April 2014

Juni 2014 (Schlussmachen) 15. Mai 2014

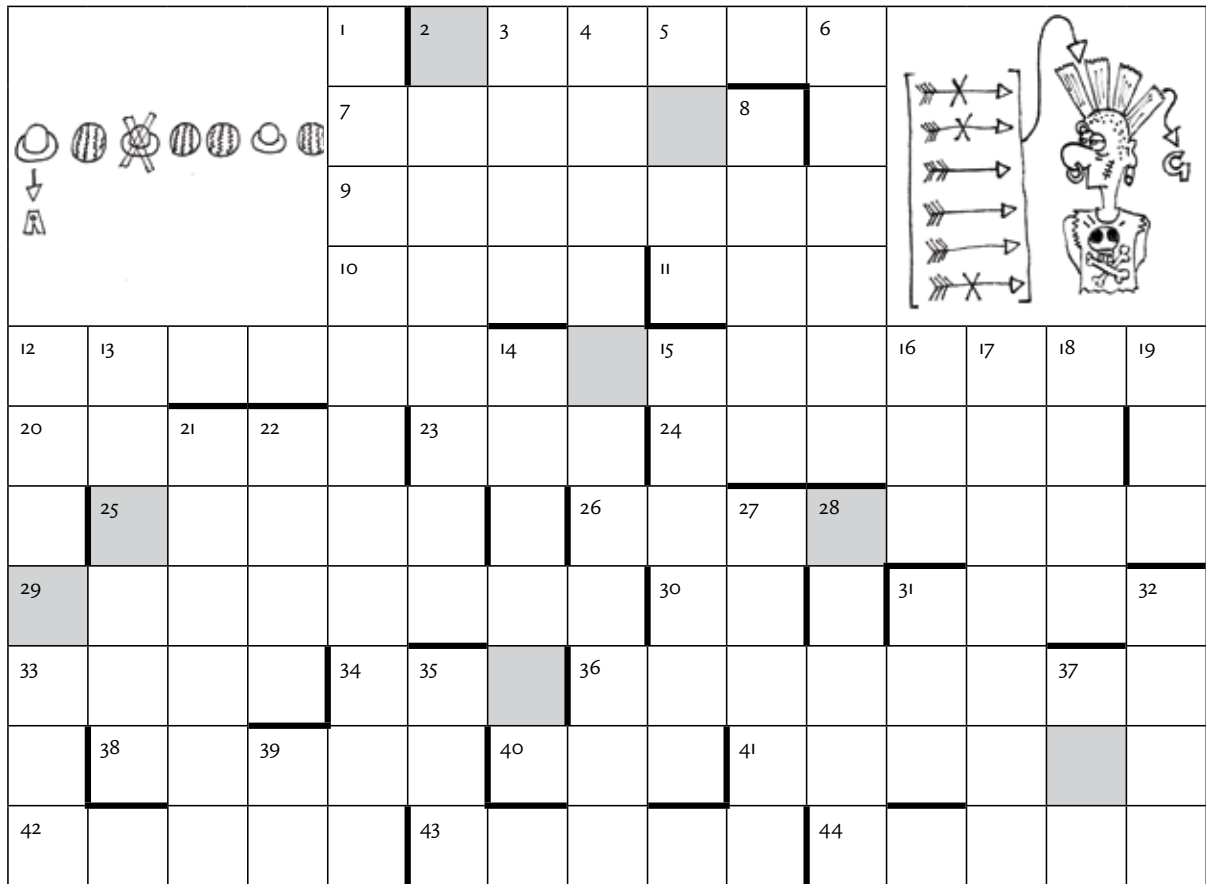
Auflage: Druckauflage 25 443 Exemplare, Mitgliederaufflage 15 774 Exemplare (WEMF bestätigt 2013). Das Polykum erscheint 9-mal jährlich.

Druck: St. Galler Tagblatt AG, St. Gallen

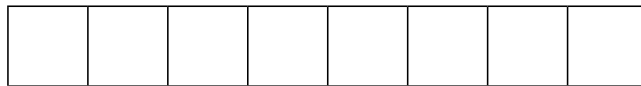
Leserbriefe: Das Polykum-Team freut sich über Anregungen, Kritik und Lob.

Kürzere Leserbriefe haben eine grössere Chance veröffentlicht zu werden. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Mail: redaktion@polykum.ethz.ch



Es gilt: Y=J, Ä=AE, Ø, Ö=OE, Ü=UE, Ê=Ë=É=E, Á=À=A, Ú=Û=U, Î=I, Å=O=0



KRUXEREI

Ein neuer Fall von den drei Sonderzeichen

VON &, ∞ und # (RÄTSEL, BILDER UND TEXT)

Waagrecht

- 2 In der Savanne wie eine Lanze:
Primaten-Grundnahrungsmittel-Pflanze?
- 7 Hat weich-Aufprallmission
bei Frontalkollision.
- 9 Beim Essen vonnöten, ausser bei Suppe,
und beim Sport hilft's über Leidenskuppe.
- 10 Damit Tag und Nacht sicher sind,
dreht sie sich sehr geschwind.
- 11 In Frauenfeld Schleifmittel-Produzent
und Mitte von Fernost-Resident.
- 12 Geht die Seuche um,
wird's WC Lebenszentrum.
- 20 Leuchtet im Händlergestell
die Marke noch nicht sehr grell.
- 23 Autofahrers Querfinanzierungswahn:
besteht aus Tram, Bus und Bahn.
- 24 Hie und da ein Ausflug,
Kreuzfahrtsschiff oder Zug.
- 25 Otto-Normalverdiener hat ihn gern,
Abzockers ist von einem anderen Stern.
- 26 Beim Nägelfeilen angewandt,
mit Schmierstoff verbannt.
- 29 Beschreibung kommt mit der Zeit,
bei Auflehnung gegen Obrigkeit.
- 30 Gott von Babylon oder weniger fern
ist der Computerspiel-Grosskonzern.

- 31 Diese deutsche Dame
ist Programmierer nicht Banane.
- 33 Knebelvertrag und Sprüche
aus Dieter B.s Produzentenküche.
- 34 Für Zeremonienmeister sehr sakral,
mit Beutel und Wasserkocher banal.
- 36 Schreckt die Opfer auf
und führt sie vor den Gewehrlauf.
- 38 Indianer hat einen Baumstamm gefällt
und sich mit der Gestaltung dessen gequält.
- 40 Will es Jean-Jaques nicht,
so er dieses Wort ausspricht.
- 41 Jetzt ist Justin Bieber keiner mehr,
doch Schwarm von diesen immer noch sehr.
- 42 Da war das Tempo viel zu hoch,
die Polizei steckt ihn ins Loch.
- 43 Unfreiwilliger Autostopp
wär laut Wirtschaft auch Annahme von Ecopop.
- 44 Beschäftigung mit Körnchen,
von Chinchilla und Eichhörnchen.

Senkrecht

- 1 Lässt Kinder im Auto, verriegelt die Türe
und geht dann gemütlich zur Maniküre.
- 2 Für ein Blondchen auf die Schnelle,
und dann ab zu Sammelstelle.
- 3 Als Schnecke müsst ich emigrieren,
würd dies Klima dominieren.
- 4 Der Bullen Augen bleiben offen,
versteckt sie Ermittlungserfolg erhoffen.
- 5 Vom <Bo> gefordert, repetitiv,
dröhnend und (na)türlich tief.
- 6 Was für Schäfchen war Latein,
is this für Informatik-Laien.
- 8 Hast wirklich den Bogen raus,
erntest als Erste den grossen Applaus.
- 12 Wir sind Zeuge seiner Stiche,
bevor Columbo ihm kommt auf die Schliche.

- 13 Solche Minen sind übelste Qual,
denn lungengängig ist's Zielmineral.
- 14 Siehe Bild links.
- 15 Sein Top-Sketch, den ich mir merk:
Wände streichen mit Feuerwerk!
- 16 Von hier mit Bruder Astronaut,
Kosmonaut zur Erde schaut.
- 17 Siehe Bild rechts.
- 18 Bei der Abstimmung zur MEI
kam von denen kein einzig «Nei».
- 19 Laufet so, ihr Damen und Herren,
und vermeidet im Sport das Zerren.
- 21 Refrainlastiges aus der Rubrik:
Kategorien der E-Musik.
- 22 Auf Pastis et al. ich mich stürze;
ich steh auf die Feenwürze.
- 27 Der Turm zu Babel, imperfekt:
«hat sich (fast bis zum Himmel) erstreckt.»
- 28 Pazifisches Subduktionsgewürge,
fertig ist das Hochgebirge.
- 31 Gibt's als Stand,
ist zugleich ein Band.
- 32 Garten nach fleischindustriellen Wahl,
war manches Obst doch illegal.
- 35 Wenn so 'ne Bombe detoniert,
wird mancher Schaltkreis ruiniert.
- 37 Weder das- noch nagelfest,
dann wird gar das End vermisst.
- 39 Hinter'm Kürzel ich versteck,
berühmt'sten Mittelaltergeck.

Setze das **LÖSUNGSWORT** aus den grauen Feldern zusammen. Die schnellste Einsendung an cruxereien@polykum.ethz.ch wird mit einem **50-FRANKEN-GUTSCHEIN** der Polybuchhandlung belohnt. Unter allen weiteren Einsendungen bis zum 9. Mai 2014 wird ein zweiter Gutschein verlost.